This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

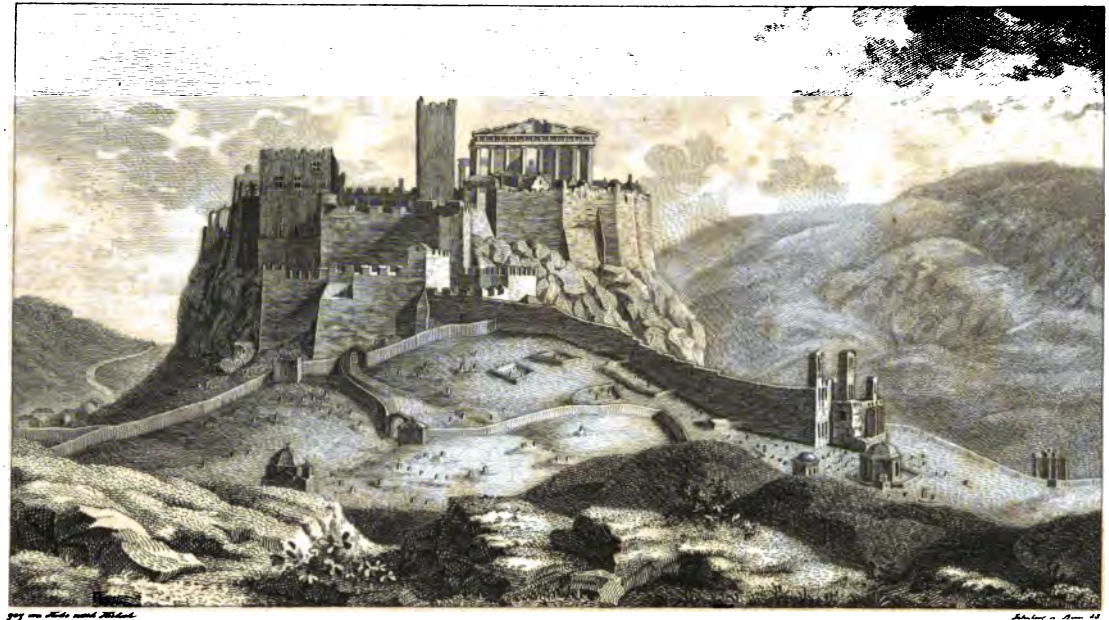
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Vet Ger. III 3.158



Die Acropolis von der Westseite.

MITTHEILUNGEN

AUS DER

GESCHICHTE UND DICHTUNG

DER

NEU-GRIECHEN.

ERSTER BAND.

COBLENZ,

BEI JACOB HÖLSCHER.

1825.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF OXFORD
LIBRARY

AN

HERRN REGIRUNGS-RATH

R I T Z

ZU ACHEN

UND

EINIGE UNBEKANNTE.

Die Schwalbe kommt von ihrer Reis'
Sie kommt zur guten Stunde.
„Sag' an, mein Vöglein schwarz und weiss,
Vom weiten Flug die Kunde!"

„Ein Schifflein wird vom Sturm gejagt,
Die Wogen mit ihm ringen;
Doch singt die Mannschaft unverzagt,
Sie rudert mit den Klingen.

Den hohen Muth der Glaube nährt,
Und Wünsche helfen siegen:
So sey mir denn ein Wunsch bescheert,
Dann lasst mich weiter fliegen."

HISTORISCHE VOLKSGESÄNGE

DER

NEU-GRIECHEN

NACH

C. FAURIEL.

ERSTE ABTHEILUNG.

Fauriel's Einleitung zur Geschichte der Neu-Griechischen Volkspoesie.

Aus dem Französischen.

Erster Abschnitt.

Ich habe geglaubt, dass eine Sammlung »*Neugriechischer Volksgesänge*« auch ohne vollständigen erläuternden Commentar in den Stand setzen könne, über die Sitten, den Charakter und den Geist der heutigen Griechen mit mehr Bestimmtheit und Billigkeit zu urtheilen, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt, und diese Betrachtung allein hat mich bestimmt, die folgende Arbeit dem Drucke zu übergeben.

Seit mehr als vier Jahrhunderten hört man die Gelehrten Europa's nur von Griechenland reden, um den Verlust seiner früheren Civilisation zu bejammern; sie durchreisen dasselbe nur, um den Trümmern, ich möchte fast sagen, dem Staube seiner Städte und Tempel nachzuspüren, und sind schon im Voraus entschlossen, sich begeistert und

entzückt zu fühlen, selbst bei den ungewissesten Spuren dessen, was Griechenland vor zwei oder drei tausend Jahren gewesen ist. Ganz anders ist es in Hinsicht der unbezweifelten, der lebenden Reste des alten Griechenlands, der sieben bis acht Millionen Nachkommen der alten Bewohner dieses hochgefeierten Landes. Die Gelehrten haben entweder gar keine Kenntniss davon genommen, oder, wenn sie derselben erwähnen, so geschieht es nur gelegentlich, um sie als ein verworfenes, entartetes Geschlecht zu bezeichnen, das nur die Verachtung oder das Mitleid gebildeter Menschen zu erregen verdiene.

Wollte man die Zeugnisse oder Aussagen der meisten dieser Gelehrten ernstlich nehmen, so könnte man sich versucht fühlen, die heutigen Griechen für eine fremdartige und verächtliche Menge zu halten, welche zu unglücklicher Stunde mitten unter die heiligen Trümmer des alten Griechenlands geworfen worden, in der Absicht, den gelehrten Bewunderern, die von Zeit zu Zeit zum Besuche dort eintreffen, den Anblick und den Eindruck derselben zu verderben.

Die europäischen Gelehrten haben aber bei einer so leichtsinnig angenommenen und pedanti-

schen Ansicht nicht nur eine Ungerechtigkeit gegen das heutige Griechenland begangen; sondern sie haben sich auch selbst geschadet, indem sie sich der Mittel beraubten, das Ausgezeichnete, Eigenthümliche und Unvertilgbare in dem Charakter und dem Geiste der Söhne dieses glücklichen Erdstrichs auf eine bequeme Art kennen zu lernen.

Sie würden in mehr als einer Gewohnheit, in mehr als einem Zuge der heutigen Sitten, die Spuren alter Gewohnheiten, alter Sitten erkannt, und sich dadurch einen höheren Begriff von der Unvertilgbarkeit der letzteren gebildet haben.

Sie würden eine allgemeinere, eine tiefere Einsicht von der leidenschaftlichen Liebe zur Freiheit, von der gesellschaftlichen Lebendigkeit, von der Thätigkeit und dem Unternehmungsgeiste, welchen sie an den alten Griechen so sehr bewundern, sich zu eigen gemacht, aber auch zugleich erkannt haben, dass die Griechen unserer Zeit, gedrückt von dem Joche der Türken, mehr unglücklich, als entartet sind, und weder die eigenthümlichen Vorzüge ihrer Nation, noch das Gefühl ihrer Unabhängigkeit jemals ganz verloren haben, dass sie vielmehr ihre eigene Volksthümlichkeit rein und unverfälscht durch die ihrer

Besieger zu erhalten, und unter dem Drucke einer raubgierigen Regierung eine bewundernswürdige Gewandtheit für Schifffahrt und Handel sich zu erwerben gewusst haben.

Je mehr jene Gelehrten für die erstorbene Sprache Homer's und Pindar's begeistert waren, um so mehr Nutzen würde es ihnen gebracht haben, die Sprache der Neugriechen zu studiren, welche als ein lebendiger Sprössling der ersteren viele Züge aufbewahrt hat, die in die übrig gebliebenen älteren Schriften nicht übergegangen sind.

Es ist erlaubt, und leider nur zu leicht, es zu beklagen, dass die Masse der gegenwärtigen Bevölkerung von Griechenland an bedauernswerther Unwissenheit und fast gänzlichem Mangel an Bildung leidet. Indessen gibt es in derselben dennoch mehrere ausgezeichnete Köpfe, Männer von Talent, und von Liebe zu den Wissenschaften erfüllt, welche in allen Theilen von Europa sich mit den Künsten und Wissenschaften bekannt zu machen bemüht sind, und das Erworbene als ein Opfer der Liebe ihrem unglücklichen Vaterlande zubringen, in der freudigen Hoffnung, dadurch seine sittliche und politische Wiederherstellung zu beschleunigen. Unsere Pedanten dürften wohl,

wenn sie solche Männer kennen lernten, sich erinnern, dass das heutige Griechenland mehr als einmal in unsern Tagen das Beispiel des Pythagoras sich erneuern sah, der aus Liebe zu den Wissenschaften nach Egypten und dem fernen Indien gezogen.

Was endlich im Allgemeinen die Litteratur und insbesondere die Poesie betrifft, so ist zwar wahr, dass man bei den heutigen Griechen den alten poetischen Geist des Heidenthums nicht mehr findet, einen Geist, der sie nicht mehr ansprechen kann, den sie nicht mehr verstehen würden; dass sie dagegen auch ihre Ansprüche auf Ruhm und eine gewisse Stufe der Bildung erreicht haben. Gerade über diesen Punkt gedenke ich in gegenwärtigem Aufsatze das Stillschweigen der Schriftsteller und Reisenden, so viel ich es vermag, wieder gut zu machen.

Wie alle, oder fast alle Völker Europa's, haben auch die heutigen Griechen zwei Gattungen, man könnte fast sagen, zwei Grade von Poesie: die eine, durchaus eigenthümlich und ursprünglich, volksgemäss in Wesen und Form, durch mündliche Sage fortgepflanzt: die andere, in der Schrift bewahrt, worauf Studium und Kunst, Nachah-

mung und Gelehrsamkeit, mehr oder weniger und nach Zeit, Ort und Individuen günstiger oder ungünstiger eingewirkt haben.

Diese letztere Gattung ist ungefähr von gleichem Alter mit der übrigen Litteratur der europäischen Völker; sie war Anfangs, wie diese, das Organ der höchsten Ideen und der edelsten Gefühle des Mittelalters, und wenn sie in späteren Zeiten nicht im Stande war, den gleichen Flug mit ihnen zu halten, denselben Grad der Entfaltung zu erreichen; so hat sie sich dennoch nicht ganz von ihnen getrennt, und auch ihrer Seits einen bemerkenswerthen Grad von Eleganz und Reife erreicht. Dieser Theil der neueren griechischen Dichtkunst ist, wenn nicht der interessanteste, doch bei weitem der bedeutendste und mannigfaltigste, und es sind in ihm die merkwürdigsten und ältesten Denkmale, so wie die geistreichsten und gelungensten Dichtungen, enthalten. Aber nicht von diesem Theile der griechischen Poesie ist es meine Absicht, hier zu reden — ein solches Unternehmen würde die Grenzen, welche ich mir vorgesetzt habe, bei weitem überschreiten — nur von dem volksthümlichen, von dem aus der Sage hervorgegangenen Theil derselben will ich einen etwas ausführlicheren Begriff zu geben versuchen.

Da indessen beide Gattungen, wenn auch im Ganzen durchaus verschieden, doch im Einzelnen wieder Beziehungen zu einander und gemeinschaftliche Berührungspuncte haben, so werde ich über den Ursprung und die frühesten Anfänge der ersteren Gattung einige allgemeine Bemerkungen voranschicken, an welche sich die späteren Erörterungen über die Geschichte der anderen werden anknüpfen lassen.

Zweiter Abschnitt.

Um bestimmen zu können, um welche Zeit für die Griechen die Bildung einer, von der älteren, klassischen, verschiedenen Litteratur begonnen habe, müsste man wissen, wann ihre gegenwärtige Sprache sich von der früheren losgetrennt hat, um gleichsam als ein Dialekt derselben fortzuleben. Diese Umwälzung ist indessen unbemerkt vor sich gegangen, und Alles, was sich davon mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen lässt, ist, dass diese Ablösung nicht mit einem Schlage, sondern nur allmählig, ruckweise und so Statt gefunden habe, dass sie erst lange nach ihrem Beginnen merkbar wurde.

Ehe die Griechen Bücher in ihrer heutigen Mundart besassen, hatten sie Schriften, in welchen ihre alte Sprache bereits bedeutende Aenderungen erlitten hatte, und sich der einfacheren Form und dem weniger kühnen, aber leichteren Gange des heutigen Idioms zu nähern anfing. Die Schrif-

ten für den Religionsunterricht des Volks, die geistlichen Hymnen, die Homilien, die Leben der Heiligen und Märtyrer waren grossen Theils in dieser Sprache geschrieben. Auch diejenigen profanen Schriften gehören wohl hierhin, welche zur Unterhaltung in müssigen Stunden bestimmt waren; vor allen jene Liebes-Romane aus den letzten Zeiten des römischen Reichs, deren einige auf uns gekommen sind, und unter welchen der ehrwürdige und gelehrte Coray den *Heliodor*, den *Xenophon* von *Ephesus* und den *Chariton* als solche bezeichnet, in welchen schon dem Neugriechischen angehörige Redensarten vorkommen. Man kann annehmen, dass Letzteres bereits als Dialekt neben dem Altgriechischen in der Volkssprache vorhanden war.

Die Gewohnheit, beide Dialekte durcheinander zu gebrauchen, gleichviel, ob absichtlich und aus schlechtem Geschmack, oder aus Unwissenheit, war ein grosser Schritt zu dem Versuche, sich des neueren ausschliesslich zu bedienen, und so die Volkssprache zu bilden und zu befestigen. Demungeachtet findet man erst gegen das Ende des eilften Jahrhundert's Denkmale und Zeugnisse, aus denen hervorgeht, dass man angefangen hatte, das Neugriechische in prosaischen, wahrscheinlich zum

Unterricht geschriebenen Werken anzuwenden. Man führt als Beweis unter andern eine allgemeine Chronik von *Simeon Sethos*, von 1070 bis 1080, an.

Um dieselbe Zeit hatte sich eine andere Neuerung in der griechischen Litteratur gezeigt: das alte System der Verskunst war zwar noch gekannt, und wurde von solchen, welche auf den Titel eines Gelehrten Anspruch machen wollten, auch noch befolgt, im gewöhnlichen Leben aber hatte man dasselbe gänzlich verlassen. An die Stelle des Hexameters war der sogenannte politische Vers getreten, der auf einem ganz anderen und weit einfacheren Princip beruhte. Man hat genügende Beweise, dass seit dem Ende des eilften Jahrhunderts, und während der Dauer des zwölften, der politische Vers fast in allen poetischen Darstellungen, selbst in denen, welche in der alten klassischen Sprache gedichtet waren, zur Anwendung gekommen ist. Es ist demnach eine ausgemachte Thatsache, dass spätestens um das Jahr 1100 zwei der Hauptbedingungen, unter denen eine mehr oder weniger volksgemässe neue Poesie sich bilden kann, in Griechenland wirklich erfüllt waren: die Volkssprache war durch einen Anfang von Bildung bestimmt und biegsam geworden, und

ein dem Ohr des Volks zusagendes Verssystem war unter demselben verbreitet.

Die zwei ältesten Darstellungen in diesem Idiome und in diesem Versmaasse, die ich kenne, sind beide von Theodor Prodromos, bekannt unter dem Zunamen Phtochoprodromos, einem Mönche von Constantinopel, welcher in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebte: die eine ist eine Art von Satyre gegen den Vorgesetzten seines Klosters; die andere ein Schreiben an den Kaiser Manuel von Comnene (gegen 1150), worin er sich auf eine alberne Weise über die geringen Vortheile beklagt, welche ihm seine Gelehrsamkeit und die in den Studien aufgewandte Jugend eingetragen. Es scheint nicht, dass diese Verse die ersten gewesen, die in der neueren Sprache und Form zu Constantinopel geschrieben wurden, vielmehr ist es weit wahrscheinlicher, dass Prodromos nur früheren Meistern gefolgt ist. Verse, wie die seinigen, waren aber keineswegs Poesie: sie waren auf das Volk ohne allen Einfluss. Um auf dieses zu wirken, um seine Einbildungskraft zu erregen, dazu bedarf es solcher Darstellungen, deren Gegenstand mit den Ideen und mit den allgemeinen Sitten der Zeit in Harmonie ist.

Constantinopel war damals für den Osten von Europa der Mittelpunct einer weit höheren Bildung, als, mit Ausnahme der von den Arabern besetzten Länder, in dem Westen herrschte; man hätte daher erwarten sollen, dass, bei dem Verkehr zwischen beiden, der Erstere auf den Zweiten einen bedeutenden Einfluss üben, und das Uebergewicht über denselben behaupten würde. Dem war aber nicht also, sondern unter den beiden Hälften Europa's war es die weniger gebildete, welche der anderen ihre Gesetze, ihre Meinungen und ihre Litteratur gab.

Schon zur Zeit des ersten Kreuzzugs waren einige Grundsätze des Feudalwesen, und daraus entsprungene Gewohnheiten an den Hof zu Constantinopel gedrungen. Der Kaiser Alexis liess sich, wie bekannt, von den Anführern der Kreuzfahrer in derselben Weise huldigen, welche von dem Vasallen gegen seinen Lehnsherrn beobachtet wird, und der Feudalbegriff, der in allen Sprachen des Westens mit den Worten *Leute* verbunden war, ging auch auf das entsprechende griechische Wort über.

In der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhundert's zog Manuel von Comnene, weil er die

Griechen zu Constantinopel ihrer Weichlichkeit und Feigheit halber verachtete, aus allen Theilen des westlichen Europa's abentheuernde Ritter an sich, welche mit ihrer Tapferkeit auch die Sitten, die Begriffe und die Grundsätze des Ritterwesens mit nach Constantinopel brachten. Noch schlimmer wurde es, als die Venetianer und die Franken Constantinopel und Morea eroberten, und die Trümmer des morgenländischen Kaiserthums unter sich theilten. Die Einrichtungen des Lehnwesens wurden damals in ganz Griechenland gewaltsam eingeführt, sogar solche, welche mit den weibischen Sitten oder den Einsichten der Eingebornen am unverträglichsten waren. Aemter und Titel wurden erblich: der gerichtliche Zweikampf, die Feuerprobe traten an die Stelle richterlicher Erkenntniss, und zwar in solchen Fällen, wo eben die Justiz recht scharf und mit völliger Klarheit hätte entscheiden sollen.

Als endlich nach drei und sechzig Jahren fremder Herrschaft die Griechen die Regierung über ihr Land wieder gewonnen hatten, wurde alles Abgeschmackte und der Gesellschaft Feindliche, was das Lehnwesen eingeführt hatte, wieder abgestellt, in solchen Dingen aber, welche nicht die Regierung betrafen, fuhren die Sitten

und Gewohnheiten der Ritterschaft fort, den Ton in den höheren Classen der Gesellschaft von Constantinopel anzugeben. So wurden z. B. die Ritterspiele und Turniere, von denen die Griechen im dreizehnten Jahrhundert durch die Franken ausgeschlossen worden waren, in dem vierzehnten bei ihnen eingeführt und zu den grössten Festen des Hofs erhoben.

Mit diesen Sitten und Gebräuchen drangen auch die Begriffe von Frauen-Dienst, als die Seele derselben, und die Heldensagen, als ihre ideale Darstellung, nach Constantinopel vor. Die deutlich ausgesprochene Eitelkeit der ausgezeichnetsten Familien des Kaiserstaats, ihre Abkunft von den berühmtesten Paladinen Frankreichs herzuleiten, beweisst eine nicht bloss oberflächliche Bekanntschaft mit jenen alt-französischen Romanen, in denen Karl der Grosse mit seinen Helden eine Rolle spielt; sie zeigt auch, dass diese Romane von den unterrichtetsten Griechen eben so ernst aufgenommen wurden, wie von den ungelehrten Bewohnern des westlichen Europa's. Die byzantinischen Geschichtschreiber des vierzehnten Jahrhunderts, welche uns diese genealogischen Ansprüche aufbewahrt haben, sprechen davon in einer Art, dass ihnen nicht der mindeste Zweifel über

ihre Wahrheit, oder auch nur Wahrscheinlichkeit anzusehen ist: sie sprechen von Roland und von Olivier eben so ernsthaft, wie man von Dugueselin und Bayard sprechen mag.

Aus der seltsamen Wirkung, welche diese Ritterdichtungen auf die Leichtgläubigkeit und Eitelkeit der Grossen äusserten, darf man mit Grund auf ihre Verbreitung und ihre Beliebtheit bei der Nation schliessen. Niemand hätte sich wohl die Mühe gegeben, eine lügenhafte Abstammung von irgend einem Helden zu erfinden, wenn dieser Held nur ihm allein bekannt und von ihm allein gefeiert gewesen wäre. Man darf daher auch annehmen, dass diese Sagen auf die Dichtungen der Griechen von einigem Einflusse gewesen sind, und dass man in den Darstellungen zur Unterhaltung des Volks, und zur Belustigung der Vornehmen in müssigen Stunden die beliebten Formen vor Augen gehabt haben werde. Die Geschichte bewährt diese Voraussetzungen.

Unter den vor dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert geschriebenen Werken, welche zwar in der alten klassischen Sprache gedichtet worden sind, dennoch aber, ihres Inhaltes und der Leichtigkeit ihrer Ausführung wegen, gewissermassen zu den

Volksbüchern gehörten, nehmen die erotischen Romane, Nachahmungen jener von Heliodor und Achilles Tatius, den ersten Platz ein. Auch noch in jenen Zeiten, welche auf die Herrschaft der Franken folgten, sah man in Griechenland Schriften derselben Art erscheinen, aber die Romane dieser Zeit waren von jenen früheren ganz und gar verschieden. Ausser dem, dass sie einen bestimmteren, nationellen Charakter angenommen hatten, dass sie in Versen und in der neuen Volkssprache gedichtet waren, waren offenbare Spuren von dem Einflusse des romantischen Geistes des Abendlandes darin nicht zu verkennen: sie handelten von nichts, als von den Abentheuern, der Tapferkeit und der Liebe erdichteter Ritter, oder historischer, in irrende Ritter umgestalteter, Helden.

Manche dieser Romane in neugriechischer Sprache sind mehrmals gedruckt und mehr oder weniger in Griechenland bekannt geworden. Einige derselben, welche keine zweite Auflage erlebt haben, kommen als Seltenheiten in den Sammlungen der Bibliomanen vor, die meisten ruhen noch ungedruckt in den grossen Bibliotheken Europa's vergraben, und niemand bemüht sich, dieselben an's Licht zu ziehen. Es würde zu lang und für meinen Hauptzweck überflüssig seyn, hier von allen diesen

Schriften zu reden: ich beschränke mich daher nur auf die Nennung der Merkwürdigeren.

Eine der älteren und der ausgezeichneteren, theils wegen der zierlichen Schreibart, theils wegen der Zartheit der Empfindungen und der Feinheit der darin enthaltenen Begriffe, führt den Titel:

» *Wunderbare Liebesabentheuer des lateinischen Ritters Lybistros und der Rhodamne, Prinzessin von Armenien.* «

Crusius hat von diesem Roman einige Nachrichten bekannt gemacht; er hatte davon eine unvollständige Abschrift gesehen, deren Schriftzüge er für die des dreizehnten Jahrhunderts hielt. Die Königliche Bibliothek zu Paris besitzt eine aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Das Werk ist aber unbezweifelt viel älter.

Eine andere Schrift,

» *Geschichte der Abentheuer Bertrand's des Römers, und der schönen Chrysantza, Tochter des Königs von Antiochien,* «

ist vielleicht nicht viel jünger, als die vorige. Hier reicht schon der Name des Helden hin, um die Vermuthung zu erregen, dass der Verfasser

einen fremden Roman vor Augen hatte, in welchem der Name Bertrand besser, als im Griechischen, geklungen haben mag; es liessen sich auch noch andere Beweise zur Rechtfertigung der Annahme einer Nachahmung auffinden, wenn es nöthig wäre.

Ich weiss nicht, in welchen Zeitpunct ein dritter Roman zu setzen wäre, welcher unter dem Titel *Belisar* noch heut zu Tage viel gelesen wird, und in welchem dem Besieger der Gothen die Kriegsthaten Cäsar's, unter andern die Eroberung Brittanniens, beigelegt werden. Dasselbe gilt von zwei noch seltsameren Geschichten *Alexander's des Grossen*, deren eine in Versen, die andere in Prosa geschrieben ist.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass es die Beispiele ausländischer Romanenschreiber waren, welche die Griechen vermochten, die Geschichte zweier ihrer grössten Helden in die abgeschmackteste Fabel zu verwandeln. Was aber ihre Vorliebe für die romantischen Dichtungen des Abendlandes auf eine unmittelbare und unwiderlegliche Weise darthut, sind die buchstäblichen getreuen Uebersetzungen derselben, welche Griechen unternommen und herausgegeben haben. Die *Theseide des Boccaccio* wel-

che unter antikem Namen nur einen gewöhnlichen Ritterroman enthält, wurde im fünfzehnten Jahrhundert in das Neugriechische übersetzt. Ein noch weit älterer, noch weit berühmterer Roman, dessen Original höchst wahrscheinlich der Provençe sein Entstehen verdankt, die Geschichte *von Flor und Blancheflor*, wurde, wie in alle europäische, so auch in die neugriechische Sprache übersetzt. Ich kann zwar den Zeitpunct, wann solches geschah, nicht genau angeben; unstreitig musste es jedoch zu einer Zeit gewesen seyn, da dieser Roman noch einigen Ruf genoss. So viel ich weiss, ist diese Uebersetzung nie im Druck erschienen, wohl aber eine andere unter dem Titel: »*Wunderbare Geschichte des Iberius, oder Imperies,*« deren Urschrift mir nicht bekannt geworden ist, welche aber eben so wohl, wie die früheren provençalischen Ursprungs zu seyn scheint, indem der Ort, wo die Geschichte spielt, in der Provençe gelegen ist, und der Held derselben entweder ein König, oder doch ein Fürst jener Gegend war. Es würde nicht besonders zu verwundern seyn, wenn die Griechen in Constantinopel, welche zu allen Zeiten bedeutende Handelsverhältnisse mit Marseille unterhielten, auf diesem Wege zur Kenntniss mancher jetzt verlornen Dichterwerke der Provençalischen Schule gelangt wären. Man darf

wohl gar annehmen, dass sie nur auf diesem Wege zu den meisten der ihnen bekannt gewordenen Dichtungen des Mittelalters gelangten.

Ich komme nunmehr auf die Romane von ritterlichen Minne-Diensten, in neugriechischer Sprache, zurück, welche man als Werke griechischer Erfindung betrachten kann, um eine Gelegenheit zu erhalten, auf den originellsten und berühmtesten Roman dieser Art zu kommen, auf jenen Roman, welcher bis auf die neuesten Zeiten nichts von seinem alten Rufe verloren hat.

Man sieht, dass ich von dem *Erotokritos* reden will.

Dieser Roman wurde im sechzehnten Jahrhundert von einem Griechen aus der Insel Kreta verfasst, dessen Namen (Vincent Cornaro) eine venetianische Abkunft anzuzeigen scheint. Die Handlung, welche den Gegenstand desselben ausmacht, hat ihren Schauplatz in Athen, und fällt in die ersten Zeiten des Christenthums. Herkules oder Herakles, König von Athen, hat eine einzige Tochter von der vollkommensten Schönheit, Namens Arethusa, und einen vollendeten

Minister, welcher den Namen Pezostratos führt. Erotokritos, einziger Sohn dieses Ministers, verliebt sich bis zum Sterben in die Prinzessin Arethusa, welche ihrerseits nicht minder für Erotokritos glüht. Herakles erfährt, dass sein Unterthan es wagt, Augen und Ansprüche bis zu der Hand seiner Tochter zu erheben, und dass diese Tochter so unköniglich denkt, sich bis zu einem blossen Ritter herabzulassen, verweist den Erotokritos des Landes und lässt die Prinzessin in einen Kerker einsperren. Die bedauernswerthen Liebenden ertragen lange Jahre die Schmerzen der Trennung und werden, jedes für sich, den härtesten Prüfungen unterworfen. Endlich aber gewinnen die Ausdauer, die Tapferkeit und die ausgezeichneten Dienstleistungen des Erotokritos die Huld des Königs, von welchem ihm Arethusa zur Gattin gegeben wird.

Dieses ist der Inhalt des angeführten Romans; die Sitten der Ritterschaft sind darin dargestellt, wie man sie sich in einer Zeit vorstellte, wo nur noch eine ungetreue Sage davon übrig geblieben war, aber sie sind auf eine angenehme Weise mit Zügen von Natürlichkeit und Treue durchwebt, wie sie die wirklichen Sitten Neu-Griechenlands an die Hand gaben. Der Plan des Romans hat

durchaus nichts Eigenthümliches, doch ist er einfach und klar. Der Stil ist gewöhnlich von ermüdender Weitschweifigkeit, oft sehr gemein und platt, von Zeit zu Zeit aber auch wieder gehoben, oder, wenn man lieber will, schillernd von Nachahmungen klassischer Stellen aus Dichtern des alten Griechenlands, Roms, oder Italiens.

Das seltsame Werk hat indessen auch unläugbare Verdienste, und Stellen von ausgezeichneter Schönheit, sowohl, wenn man auf die Entwicklung der Handlung, als wenn man auf die Schilderung der Charaktere und Leidenschaften Acht hat. Vorzüglich ist die Liebe mit einer unbeschreibbaren originellen Mischung von Glut und Naivetät, von Heftigkeit und Unschuld dargestellt, welche mehr den Einfluss des griechischen Himmels als die Galanterie der Ritterzeit verräth.

Aber auch abgesehen von seinen Vorzügen und Schönheiten nimmt der Roman Erotokritos eine ausgezeichnete Stelle in der Geschichte der neugriechischen Poesie ein, indem er zugleich die Anzeige und das Erzeugniss einer Umwälzung ist, welche um die Zeit seines Hervortretens sich in dieser Poesie ereignet hatte. Die Herrschaft der Venetianer in Morea, auf Kreta und anderen

Inseln, überhaupt die täglichen Verbindungen zwischen Italien und dem Archipelagus, hatten die Griechen mit der italienischen Litteratur — die des sechzehnten Jahrhunderts einbegriffen — bekannt gemacht, und sie zu dem Versuche der Nachahmung begeistert. Von hieraus erhielten sie den Geschmack am Reim, den sie nunmehr annahmen, von hieraus verbreitete sich in ihrer Sprache eine Menge von Worten und Redensarten, welche ohne Noth der italienischen Sprache entlehnt, die des Archipelagus und vorzüglich der Inseln Kreta, Rhodos und der Ionischen Inseln, mehr verunzierten, als wirklich bereicherten. Der Erotokritos enthält eben so häufige, als mannigfaltige und auffallende Beispiele dieses Einflusses der italienischen Sprache und Litteratur auf jene der Griechen, und man findet davon auch noch Spuren in den Producten der bald folgenden Epoche.

Ich glaube, dass es eben diesem Einflusse zuzuschreiben ist, wenn die neugriechischen Dichter sich in Gattungen versucht haben, von denen sie bis dahin sich fern gehalten hatten. Eine Idylle, die *Schäferin* (Boskopula), in einem etwas rohen Geschmacke; *das Opfer Abrahams*, ein Drama, dessen Thema aus der Bibel entnommen ist, und

das viele Stellen von dem naivsten Pathos enthält; ein Trauerspiel erdichteten Inhalts, im romantischsten Geiste erfunden, und unter dem Titel *Eriphile* bekannt, — diese drei Werke, welche fast eben so berühmt sind, als der Roman *Erotokritos*, verdienten, dass ich mich auch über sie hier näher ausliesse, wenn es meine Absicht wäre, eine Uebersicht des Ganzen der griechischen Poesie zu liefern; ich habe aber nur das erste Aufleben derselben darstellen wollen, und finde nur noch Weniges hinzuzusetzen.

Wenn gleich im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die neugriechische Litteratur vorzüglich Gegenstände des Ritterwesens bearbeitete, so waren doch selbst in denjenigen Epochen, wo dieses am meisten der Fall war, jene Gegenstände nicht der ausschliessliche Stoff ihrer Hervorbringungen. Es fand sich zu allen Zeiten ein und der andere gute Kopf, welcher, von den öffentlichen Begebenheiten, von grossem, örtlichem oder nationellem Unglück ergriffen, das Andenken desselben zu verewigen suchte; geschah dieses auch nicht selten in mehr oder weniger schlechten Versen, so war das Streben nach der wahrhaften Bestimmung der Poesie doch nicht zu verkennen. Ich habe einen weitläufigen poetischen Klaggesang

über die Eroberung von Constantinopel durch die Türken gelesen; er wurde um die Zeit des Vorfalls von einem tapfern und vaterländisch-begeisterten Griechen gedichtet, und enthält unter den Ergiessungen eines lebendigen und ergreifenden Schmerzens viele, für die Zeit jener europäischen Katastrophe, sehr merkwürdige Züge. Es ist eine andere, eben so in's Einzelne gehende, und fast eben so merkwürdige Klage über die Pest vorhanden, welche im Jahr 1498 die Insel Rhodos entvölkerte: und so kann man mit aller Wahrscheinlichkeit annehmen, dass jedes merkwürdige Ereigniss durch irgend ein Dichterwerk gefeiert worden sey.

Selbst bis in die Geschichte hinein sind die Spuren von der poetischen Tendenz der Nation und der Zeit, wenigstens in der Form und in dem Stile nachzuweisen. Man schrieb dieselbe gewöhnlich in Versen, und in einer Sprache, welche von jener der Romane wenig verschieden war. Mehrere dieser geschichtlichen Denkmale in neugriechischen Versen sind ungedruckt in den Bibliotheken aufbewahrt, aus deren Staube sie die Griechen vielleicht einmal herausziehen werden. Eines der merkwürdigsten von denen, die mir zu Gesicht gekommen sind, ist eine sehr umständliche und,

wie es scheint, sehr treue Erzählung von der Schlacht bei Varna, in welcher im Jahr 1444 Amurat an der Spitze seiner Türken einen Sieg über die Ungarn davon trug. Der Verfasser dieser Erzählung ist ein Grieche, der der Schlacht beiwohnte, von den seltsamen Vorgängen und Wendungen, wodurch sie so berühmt geworden, begeistert wurde, und mehrere derselben mit ziemlich lebhaften Farben dargestellt hat. Ein anderes, bedeutenderes, und in jeder Hinsicht wichtigeres Denkmal dieser Art ist eine Geschichte der Eroberung Morea's durch ein Heer französischer Kreuzfahrer im Jahr 1206. Man glaubt, sie sey unmittelbar nach den Begebenheiten geschrieben worden, welche den Gegenstand derselben ausmachen. Sie ist ein Werk in demselben Geschmack, wie die französischen Chroniken der damaligen Zeit, und sämmtliche Formen des Feudalrechts finden sich darin auf die Verwaltung eines eroberten Landes mit einer Genauigkeit angewendet, welche ich oben, wo ich von dem Einflusse der Herrschaft und der Ideen des Abendlandes auf den Geist der Griechen und die Verwaltung ihres Landes redete, noch besonders als Beweis hätte anführen können.

Die Denkmale, deren Vorhandenseyn ich hier nachgewiesen habe, sind alle mehr oder weniger

volksgemäss, wenigstens in dem Sinne, dass sie in neugriechischer Sprache geschrieben sind; doch sind sie an innerem Werthe sehr verschieden. Auch darin sind sie volksmässig, und zwar vorzüglich darin, dass sie entweder wirkliche Begebenheiten, welche die Nation mehr oder weniger angehen, beschreiben, oder dass sie Dichtungen enthalten, wodurch die Neugierde gereitzt, und die Einbildungskraft lange hingehalten wird. Es traten indessen mehrere Umstände zusammen, welche die Verbreitung und Kenntniss dieser Werke in gewissen Schranken zurückhielten.

Zuerst war der Einfluss der Ideen, und der Sagen, so wohl der heroischen, als der galanten, aus den Ritterzeiten, welchem die neugriechische Poesie ihre liebenswürdigsten und geistreichsten Werke verdankt, bei weitem nicht über ganz Griechenland verbreitet; er war nicht tief in die inneren Provinzen vorgedrungen, und die Gebirge waren ganz frei davon geblieben. Die Dichterwerke, Erzeugnisse dieses Einflusses, gelangten also nur zufällig in solche Gegenden und hatten keine Aussicht auf eine beifällige Aufnahme. Man kann eben dasselbe von demjenigen Einflusse behaupten, welchen die Verbindungen Griechenlands mit Italien auf die litterärische Ausbildung des

ersteren übte: er beschränkte sich nur auf die Inseln, und zwar nur auf die vorzüglicheren derselben, auf denen Häfen und Städte vorhanden waren.

Dann waren, auch abgesehen von dem Inhalte, jene Denkmale historischer Poesie geschrieben: sie konnten nur in Abschriften erhalten und verbreitet werden, sie machten eine eigentliche Litteratur für sich aus, — ein hinreichender Grund, dass sie der grossen Menge, die nicht lesen konnte, unbekannt blieben.

Darum ist denn auch diese ganze Abtheilung der neugriechischen Poesie, wie sie in einigen Städten der Küsten und der Inseln entstanden ist, auf dieselben beschränkt geblieben; in das Innere des griechischen Festlandes ist sie nie vorgedrungen und zu keiner Zeit dort bekannt geworden. Selbst auf den Inseln hat die Bevölkerung der Dörfer und des platten Landes sie nie angenommen, ist ihr zum wenigsten nicht treu geblieben.

Dritter Abschnitt.

Ausser der, in dem vorhergehenden Abschnitte geschilderten, haben die Neu-Griechen nun noch eine andere Gattung von Poesie, eine Nationalpoesie in jeder Hinsicht und in der ganzen Bedeutung des Worts — den unmittelbaren und wahrhaften Ausdruck des Charakters und Geistes dieses Volks, — die jeder Grieche versteht und der er mit Liebe anhängt, schon darum, weil er ein Grieche ist, und den Boden Griechenlands bewohnt und seine Luft athmet, eine Poesie endlich, welche nicht in Büchern ein künstliches, oft nur scheinbares, sondern in dem Volke selbst ein wirkliches Leben lebt, und sein eigentliches Lebensprincip ist. Diese Poesie besteht einzig und allein aus Gesängen, wie wir sie in der folgenden Sammlung kennen lernen.

Eine vollständige Sammlung dieser Lieder würde das treffendste Bild der Sitten des heutigen Griechenlands, und zugleich die wahrhafteste

Geschichte seines Volks darstellen. Was in diesem oder jenem Stücke undeutlich, oder gar falsch seyn möchte, würde durch andere erläutert und berichtigt werden. Die Resultate des Ganzen aber würden augenfällig und vollständig seyn, wären auch die einzelnen Theile mangelhaft und dunkel. Es fehlt aber leider sehr viel, dass die gegenwärtige Sammlung ein solches Ganze darböte, wo jedes einer Erläuterung bedürfende Stück diese durch andere Stücke erhielte. Die verschiedenen Lieder sind zu einzeln, zu sehr bei zufälligen Veranlassungen gesammelt worden, und es finden zwischen denselben zu viele Lücken, theils der Zeit theils der Oertlichkeit statt, als dass sie einander wechselseitig erläutern könnten.

Es ist demnach durchaus nothwendig zu ihrem Verständnisse sowohl, als zur richtigen Würdigung ihres Werthes, dass man sich von vorn herein mit den Gegenständen bekannt mache, worauf sie sich beziehen, und mit den Sitten, deren Ausdruck sie sind, und deren treffendste Seiten sie verkünden.

Was die Verschiedenheit des Inhalts dieser Lieder betrifft, so kann man, glaube ich, alle griechischen Volksgesänge, wie die der vorliegen-

den Sammlung, in drei Hauptclassen eintheilen, nämlich in Familienlieder, in historische Gesänge, und in solche, welche einen romantischen oder idealen Gegenstand besingen.

Unter der Bezeichnung der Familienlieder begreife ich alle diejenigen, welche ausschliesslich gedichtet wurden, um bei den feierlichsten Familien-Ereignissen, bei gewissen bestimmten Feierlichkeiten, oder bei Gelegenheit von gewissen, durch das höchste Alterthum geheiligten, gesellschaftlichen Gebräuchen gesungen zu werden. Sie bilden mehrere Abtheilungen, die ich an ihrem Orte, wie es die Darstellung erfordert, näher bezeichnen werde, und zwar will ich zuerst von denjenigen Familienliedern reden, welche geselligen, besonderen Epochen oder bestimmten Jahres-Festen angehörigen, Gebräuchen gewidmet sind.

Um einen Begriff hiervon zu geben, genügt es, zu erzählen, was an zwei der vorzüglichsten Jahresabschnitte, nämlich am St. Basilius-Tage und am ersten März, Statt findet.

Die griechische Kirche feiert das Fest des H. Basilius am ersten Januar, und dieser Tag ist in Griechenland, wie überall in Europa, ein Tag

der Besuche, der Beglückwünschungen und der Geschenke, nur mit dem Unterschiede, dass alles Dieses feierlicher, liebenswürdiger und auf eine mehr poetische Weise von Statten geht, als anderwärts. Ganze Haufen junger Leute vereinigen sich, um in die Häuser ihrer Bekannten zu gehen, Glückwünsche abzustatten, und dafür Geschenke entgegen zu nehmen. Diese Glückwünsche aber, diese Bewerbungen um Geschenke, sind in jedem Orte, in jedem Bezirke, der Inhalt einer Reihe von Gesängen, welche alle nur darauf Bezug haben; und es geben diese Gesänge, ausgezeichnet durch ein gewisses, ganz nationelles Gepräge von Anmuth, von Wohlwollen und Einbildungskraft, welches sie alle mehr oder weniger an sich tragen, den Festen, bei welchen sie üblich sind, eben ihren eigenthümlichen Charakter und das rechte Interesse.

Unter den gedachten Gesängen zeichnet sich zuerst derjenige aus, der von den jungen Sängern zu Ehren des Herrn des Hauses, den zu besuchen sie gekommen sind, angestimmt zu werden pflegt. Er ist persönlich an diesen gerichtet. Ein zweiter wendet sich an die Hausfrau, und so folgen deren so viele, als es Personen in der Familie gibt, welche beglückwünscht werden sollen. Ist ein erwachsner Sohn vorhanden, so erhält er sein ei-

genes Lied, und auch seine Schwestern, wenn er deren hat, werden nicht vergessen. Selbst die abwesenden Familienglieder erhalten ihren Antheil an den poetischen Lobeserhebungen und Wünschen der Sänger. Man singt gewöhnlich wegen dieser Abwesenheit einige bedauernde Verse, die man an ihre gegenwärtigen Verwandten richtet. Ueberhaupt liefert Alles, was der Familie irgend werth seyn mag, Alles, was Gelegenheit darbietet, die Gefühle des Wohlwollens, der Anhänglichkeit auszudrücken, Stoff zu besonderen Gesängen.

Es ist noch hinzuzufügen, dass die jungen griechischen Sänger am Neujahrstage beim Eintritt in ein Haus ihren Glückwünschungsliedern noch einen Gesang zur Verherrlichung des heiligen Tages, oder zum Lobe des heiligen Basilius vorangehen lassen. Dieser Vorgesang zum Lobe des h. Basilius ist aber nicht der einzige; das griechische Volk hat deren mehrere auch für andere Heilige und für andere Feste. Sie haben Alle ihr Merkwürdiges, worauf ich später zurückkommen werde; hier genüge es, ihr Daseyn angedeutet zu haben.

Der erste März ist für die Griechen ein eben so poetisches Fest, wie jenes des h. Basilius, und es

geht dabei fast eben so zu, wie in mehreren anderen Ländern am ersten Mai. Haufen junger Leute und Kinder ziehen von Haus zu Haus, die Rückkehr des Frühlings besingend und Geschenke sammelnd, welche meist in Eiern, Käse, oder auch anderen Erzeugnissen des Ackerbau's bestehen. Unter andern diesem Feste gewidmeten Gesängen gibt es einen demselben besonders eigenthümlichen, von welchem später die Rede seyn wird, weshalb ich hier nur Folgendes über denselben anführe. Dieser in ganz Griechenland beliebte Gesang hat den Namen des *Schwalbenlieds*, und beschreibt auf eine ungekünstelte Weise den unnennbaren Zauber des ersten Frühligshauchs unter einem schönen Himmel. Er wird von Kindern gesungen, welche dabei eine aus Holz grob geschnitzte Schwalbe tragen, die sich mit Hülfe eines Fadens um eine Art Mühle hin und her dreht, an deren Axe sie befestigt ist.

Die andern Volksgesänge, welche ich gleich den vorgedachten unter die Familienlieder rechne, verdienen vorzugsweise diesen Namen, da sie bestimmt sind, die Hauptereignisse, die Freuden und Schmerzen des Familienlebens zu feiern. Ich rede hier nur von denjenigen, welche bei der Gelegenheit, dass Jemand in fremde Länder reist, oder

bei Hochzeiten und Begräbnisfeiern gesungen werden. Dass im Allgemeinen die Familienverhältnisse bei den Neu-Griechen etwas Lebendigeres, Tieferes und Feierlicheres als anderwärts darbieten, daran, glaube ich, wird wohl kaum gezweifelt werden. Was ist hiervon die Ursache? Ist es die Naturanlage? Ist es die Einfalt des gesellschaftlichen Zustandes? oder sollte die Unterdrückung, unter der sie seufzen, ihnen das Bedürfniss, sich fest an einander zu schliessen, lebendiger fühlbar gemacht haben? Ich weiss es nicht: aber alle und zwar die ausgezeichnetsten Züge ihres Familienlebens beweisen die Wirklichkeit der Thatsache. Wir wollen zuerst sehen, wie es beim Abschiede des Reisenden hergeht.

Der Wunsch, sich zu unterrichten, oder der Verfolgung zu entgehen, das Bedürfniss, sich durch irgend eine erwerbende Beschäftigung ein kleines Vermögen zu sammeln, wozu es zu Haus an Gelegenheit gebricht; diese Ursachen treiben oft die Griechen, ihr Vaterland auf einige Zeit zu verlassen, und es gibt für sie nichts Traurigeres, als den Fall einer solchen, wenn auch noch so kurz dauernden, Entfernung von der Heimath.

In der That muss es auch einem Griechen schwerer als jedem Andern vorkommen, sein

Vaterland zu verlassen; es ist das Land, wo der Himmel der Erde am lieblichsten lächelt; es ist das Land der schönen Berge, der schönen Thäler, der schönen Quellen; es ist das Land, wo die Mütter und Schwestern, die Gattinnen und die Geliebten am schönsten zu lieben verstehen. Für den Griechen ist die Fremde ein Land der Trauer und der Verbannung: er nennt sie nie, ohne ihr ein Beiwort (ἔρεμα *) hinzuzusetzen, das zu gleicher Zeit die Sehnsucht nach dem Liebsten, was er hat, und das Vorgefühl des Schrecklichsten ausdrückt. Dann weiss ja der Arme, wenn er seinen Geburtsort, seine Verwandten verlässt, nie, ob er je so glücklich seyn wird, sie wieder zu sehen, ob der Türke ihm die Rückkehr gestatten wird, ob er das Vermögen, das er zurücklässt, die Ehre und das Leben seiner Angehörigen ungekränkt lassen wird. Seine Familie ist dagegen nicht minder als er zu beklagen: was er nicht weiss, ist auch ihr verborgen, was er fürchtet, das macht auch sie zittern.

Diese Bemerkungen erklären hinreichend die Art der Feierlichkeit, womit die Griechen von ihren Familien Abschied zu nehmen gewohnt sind,

*) Einöde.

wenn sie in fremde Länder reisen. An dem zur Abreise bestimmten Tage versammeln sich die Freunde und Verwandten des Reisenden zu einem Abschiedsmahle in seiner Wohnung. Nach aufgehobner Tafel tritt der Reisende seinen Weg an, umgeben von allen Gästen, welche ihm mehrere Meilen weit das Geleite geben.

Auch hier ist die Dichtkunst das Organ aller Rührungen, welche die Abreise hervorruft, der Sehnsucht des Wanderers, wie der Vorgefühle der Zurückbleibenden. Es gibt Lieder, welche dieser häuslichen Feierlichkeit eigenthümlich angehören, und wovon einige während des Abschiedsmahles, andere auf dem Wege von den begleitenden Freunden und Verwandten gesungen werden. Man muss diese Selbstverbannungs- oder Reiselieder, wie man sie nennt, selbst gehört haben, um sich einen Begriff von dem gehobnen Gefühl zu machen, das sich in ihnen ausspricht, und um zu begreifen, welche mächtige Gewalt auf das Gemüth des Griechen die Erinnerung an den Ort seiner Geburt und an das Familienleben und dessen Sorgen übt.

Einige der fraglichen Lieder sind alt, und seit unvordenklichen Zeiten durch alle Gauen Griechen-

lands verbreitet, andere sind ausschliesslich auf einen bestimmten Fall gedichtet, bald von dem Abreisenden selbst, bald von einem aus der Schaar seiner Begleiter. Einige werden auch wohl von der Mutter, der Gattin, oder der Schwester des Wanderers aus dem Stegreife gesungen.

Man muss nicht glauben, dass diese Gesänge für die Griechen eine blosse Gewohnheitssache sind, nichts als eine einfache poetische Erhebung ohne Bedeutung und ohne Wirkung. Der ganze Zusammenhang der griechischen Ideen und Sitten bezeugt es, dass jene Lieder der ernsthafte wahre Ausdruck des natürlichen Gefühls dieses Volkes sind, das sich durch Lebhaftigkeit der Empfindungen vor andern Völkern auszeichnet. Ich könnte mehr als ein Beispiel zur Unterstützung dieser Behauptung und zum Beweis der Gewalt anführen, welche dieses poetische und wechselseitige Lebewohl zwischen Verwandten, die sich trennen, auf die Seele der Griechen ausübt. Ich führe aber nur eines an, worin Personen meiner Bekanntschaft als Mithandelnde und als Zeugen aufgetreten sind.

In dem Bezirke von Zagori, in der Nachbarschaft des Pindus, lebte eine ehrenwerthe Familie, in welcher der jüngste von drei Brüdern das sel-

tene aber traurige Schicksal hatte, ein Gegenstand der Abneigung seiner Mutter zu seyn. Nachdem er lange Zeit die ungerechte Härte derselben mit stummem Schmerze getragen hatte, sah sich der arme Jüngling zuletzt nothgedrungen, sich nach Adrianopel zu begeben. Der Sitte gemäss wurde ein Abschiedsmahl gehalten, und eine zahlreiche Gesellschaft von Verwandten gab dem Abreisenden vier bis fünf Meilen weit das Geleite. Der Ort, wo man, um Abschied zu nehmen, Halt machte, war ein wildes Thal am Pindus. Man hatte bereits mehrere Klagelieder, wie sie dem Augenblicke angemessen waren, abgesungen, jeder sass traurig und nachdenkend in sich versunken, als eine unerwartete Erscheinung die Rührung aufs höchste steigerte. Der junge Reisende war nämlich unbemerkt auf ein Felsenstück gestiegen, von wo er seine Begleitung übersehen konnte, und stimmte dort ein von ihm auf den Vorgang gedichtetes Lied an, in welchem er auf die rührendste Weise seinen Schmerz über die Trennung vom Vaterlande und seiner Familie, und den noch grössern, von seiner Mutter sich nicht geliebt zu wissen, ausdrückte. Die bewegte Stimme des jungen Mannes, die Zärtlichkeit seiner Klagen, die trauernde Weise des Gesangs, gehoben von der wilden Einsamkeit und der düstern Stille des Orts,

durchdrangen bald alle Herzen, und pressten Thränen aus allen Augen. Die Mutter des Jünglings war zugegen; sie wurde Anfangs von einiger Unruhe ergriffen, die mit jedem Tone der an sie gerichteten Klage immer sichtlicher wurde, und kaum war der Gesang beendet, als sie auf ihren Sohn zustürzte, ihn heftig an ihre Brust drückte, mit Küssen bedeckte, und ihn weinend und schluchzend bat, ihr zu verzeihen, dass sie bis dahin ihm keine gütige Mutter gewesen sey; sie versprach, es in Zukunft zu seyn, und hat Wort gehalten.

Die Gebräuche und Feierlichkeiten bei den bürgerlichen Hochzeiten in Griechenland bieten der Dichtkunst eben so charakteristische, eben so feierliche und noch abwechselndere Züge dar, als die Abschiedsscenen. Diese Gebräuche sind in ihren kleinen Details in den einzelnen Provinzen sehr verschieden, im Ganzen aber und in der Hauptsache sind sie, besonders auf dem Lande, sich fast überall gleich, und werden auch überall auf das Genaueste beobachtet. Fast alle haben in ihrem Zwecke etwas Rührendes und Anmuthiges; fast alle sind schon durch sich selbst poetisch gestaltet. Eine ins Einzelne gehende Schilderung derselben würde uns jedoch zu weit führen, und ist auch nicht erforderlich für die Absicht dieses

Aufsatzes. Ich will darum nur diejenigen Gebräuche anführen, worauf sich die Gesänge, von denen ich zu reden habe, hauptsächlich beziehen, und bemerke für die Leser, dass ich hier vorzüglich die Gewohnheit einiger gebirgigen Bezirke in Epirus und am Pindus im Auge habe.

Gewöhnlich geschieht es bei den öffentlichen Festen, dass sich der Jüngling in Mitten der damit verbundnen Lustbarkeiten und Tänze die Schöne wählt, welche er heimzuführen gesonnen ist. Er muss seine Wahl zuvor den Eltern seiner Geliebten erklären. Wird sie genehmigt, so dürfen Bräutigam und Braut sich nicht mehr sehen, nicht mehr sprechen, noch zusammen seyn, ehe der Verlobungstag erscheint. In einigen Gegenden ist es jedoch gestattet, dass der Jüngling seinen Wunsch und seine Liebe dem Gegenstande derselben unmittelbar bekenne. Zu diesem Zwecke sucht er ihr auf irgend einem Pfade, oder an irgend einem Orte zu begegnen, wo er ihr einen Apfel, eine Blume, oder etwas dergleichen zuwerfen kann. Dieses ist eine förmliche Liebeserklärung, ein bestimmtes Bewerbungsgesuch. In denjenigen Theilen Griechenlands, wo die Knaben und Mädchen abgesondert von einander und sich selten öffentlich treffend, ihre Spiele feiern, geschieht

die Brautwerbung meist durch Beauftragte, und so, dass der Jüngling oft noch nicht diejenige gesehen hat, deren Gemahl er werden soll. Dann aber wird es so eingeleitet, dass er seine Braut bei einer Verwandten, an einem Brunnen, oder bei einem öffentlichen Feste erblickt; und dieses ist alsdann die einzige Zusammenkunft, welche sie vor der Verlobung mit einander haben.

Diese ist ganz einfach. Am Abend des bestimmten Tages versammeln sich die Verwandten des künftigen Paares mit einem Priester bei dem Vater des Jünglings, oder bei dem des Mädchens. Man setzt den bürgerlichen Ehevertrag auf, und nun führen zwei junge Mädchen die künftige Gattin verschleiert ein, und ihrem Bräutigam entgegen, der ihre Hand ergreift, mit ihr vor den Geistlichen tritt, und nachdem er mit der Braut den Ring gewechselt hat, von jenem den Segen empfängt. Die Verlobte verlässt alsdann das Gemach, die Verwandten aber bleiben zurück, sich mit Spielen ergötzend, und trinken auf die Gesundheit der künftigen Gatten. Die Zeit zwischen der Verlobung und der Hochzeit ist manchmal auf wenige Stunden beschränkt, zuweilen dauert sie aber auch mehrere Monate, oder gar Jahre. Wie lange sie aber auch währen mag, so dürfen die

Verlobten sich weder sehen, noch viel weniger irgendwo zusammenkommen.

Drei oder vier Tage vor dem zur Hochzeit bestimmten schicken die Eltern der beiden Verlobten ihren Anverwandten und Freunden durch einen Knaben einen Einladungsbrief und mit demselben eine Flasche Wein. Alle, welche die Einladung angenommen haben, sie mögen nun mit der Familie verwandt seyn oder nicht, senden am Tage vor der Hochzeit zum Zeichen dieser Annahme ein Geschenk an die Verlobten. Dieses Geschenk ist willkührlich; meistens wählt man dazu einen lebenden Widder, oder ein Lamm, mit Bändern und Schellen geschmückt, zuweilen aber auch nur eine Schaaf- oder Hammel-Keule, als einen Beitrag zu den Gerichten des Hochzeitmahls.

Am Vorabend des Hochzeitfestes begeben sich die Geladenen während der Nacht zu dem Vater der Braut oder zu dem des Bräutigams, und man rüstet sich von beiden Seiten zu der grossen Feierlichkeit. Ein junger, meistens unverheiratheter Mann, bestimmt, den Brautführer zu machen, beginnt sein Amt damit, dass er dem Bräutigam den Bart abnimmt. Diese Handlung wird mit vielem Ernst und mancherlei Gepränge in Gegenwart der

eingeladenen jungen Frauenzimmer vorgenommen. Gleichzeitig wird die Braut von ihren Gespielinnen bei ihrem Hochzeitsanzuge unterstützt: sie wird weiss angekleidet und mit einem weissen, vom feinsten Stoffe gewebten, Schleier verhüllt.

Sind diese Vorbereitungen getroffen, so verlässt der Bräutigam vor Anbruch des Tages in Begleitung seiner Familie und seiner Freunde seine Wohnung, um die Verlobte abzuholen, welche ihm von den Gespielinnen, die ihr beim Anzuge geholfen, entgegengeführt wird. Die Braut nimmt dann zärtlichen Abschied von Vater, Mutter, Verwandten und Freundinnen, von den Nachbarn, und endlich von den Orten, wo sie ihre Kindheit zugebracht hat. Diese Abschiede werden von aufrichtigen, bei solchen Gelegenheiten natürlichen Thränen begleitet: an gewissen Orten aber drückt sich der Schmerz der Verlobten durch eine hergebrachte Formel aus, welche sprüchwörtlich geworden ist, und einen Verdruss aus Anstand über eine Sache bedeutet, die man von Grund des Herzens wünscht (*).

*) In einem solchen Falle sagt nämlich der Brautführer zu dem Gefolge, welches die Braut abzuholen kommt:

Nachdem der Abschied vorüber ist, begibt sich die Verlobte mit dem Gefolge, das ihr entgegengekommen ist, und begleitet auf der einen Seite von einer ihrer Verwandten, auf der anderen von dem Brautführer, nach der Wohnung ihres künftigen Gatten, von wo man sich zur Kirche verfügt, um die priesterliche Einsegnung zu erlangen. Auch diese ist von manchen, mehr oder weniger bedeutenden Neben-Feierlichkeiten begleitet, welche ich jedoch der Kürze wegen, hier übergehe.

Sobald man wieder in dem Hause des Gatten angekommen ist, und noch einige kleine Gebräuche beobachtet hat, setzt sich die ganze Gesellschaft zur Tafel, mit Ausnahme der Neuvermählten, welche verschleiert stehen bleibt. Gegen die Mitte des Mahls indessen nähert sich ihr der Brautführer, knüpft die Fäden des Schleiers los, und nun erscheint sie zum ersten Male mit entblösstem Antlitz vor den Augen der Anwesenden.

Am andern Tage beginnen die besonderen, der Hochzeitfeier gewidmeten Tänze.

» Lasst sie doch hier, sie weinet ja « worauf sie antwortet: » Führt mich hinweg und lasst mich weinen. «

Den dritten Tag wird die junge Frau von ihren weiblichen Verwandten und von ihren Freundinnen in ihrer Wohnung abgeholt und mit grossem Gepränge an den Brunnen des Orts geführt. Bei der Ankunft füllt sie ein neues Gefäss, das sie zu dem Ende mitgebracht hat, mit Wasser, und wirft verschiedene Esswaaren, worunter auch Brodkrummen gemischt sind, in den Brunnen, worauf nun rund um denselben herum getanzt wird. Diese Tänze werden als der letzte Act des Hochzeitfestes angesehen, und von diesem Augenblicke an hört die bisher streng gebotne Entfernung der beiden Gatten auf.

Alle Einzelnheiten dieser Feste, alle Gebräuche derselben werden von der Dichtkunst unterstützt und verschönert. Sie ist es, welche den Zweck derselben angibt, ihre symbolische Bedeutung erklärt, und ihnen das Rührende und Feierliche verleiht, das auf die Gemüther der Zuschauer und Theilnehmer wirkt. Jede Abtheilung der Hochzeitfeier hat ihre eignen Gesänge und oft eine ganze Reihe derselben, welche ihr vorzüglich angehören. Man hat Gesänge für die Verlobungsfeier, für den Augenblick, wo der Brautführer dem Bräutigam den Bart abnimmt, und andere für den, wo die Gespielinnen der Braut ihr beim An-

ziehen und Verschleiern behülflich sind. Auch ihr Abschied vom väterlichen Hause wird von rührenden Gesängen begleitet: das Gefolge führt die Verlobten singend zur Kirche, und was es singt, hat nur auf diesen Theil des Festes Bezug. Man hat ebenfalls Gesänge für den Augenblick, wo der Neuvermählten der Schleier abgenommen wird, mit welchem sie das Haus ihres Gatten betrat, andere für die Tänze am Tage nach der Hochzeit, und noch besonders eigenthümliche für den dritten Tag, an welchem um den Brunnen herum der Reigen geführt wird. Alle diese Lieder sind in sämmtlichen Theilen Griechenlands, hinsichtlich ihres Inhalts und Ideengangs, sich beinahe gleich, in dem Ausdrucke dagegen von Ort zu Ort immer abweichend, doch im Ganzen in grosser Menge vorhanden, so zwar, dass eine Sammlung derselben für sich allein schon einen bedeutenden Theil der neugriechischen Nationalpoesie ausmachen würde.

Die Leichengesänge, in welchen das Absterben von Verwandten bejammert wird, haben den eigenthümlichen Namen *Myriologia*, d. h. *Klage, Jammerrede.* Diese *Myriologien* haben mit den übrigen Familien-Gesängen der Griechen das gemein, dass sie allgemein verbreitet, allgemein

durch den Gebrauch geheiligt sind. Sie zeichnen sich aber durch Eigenthümlichkeiten aus, wodurch sie die vorragendsten Züge des National-Charakters und des Volksgeistes verrathen. An einem andern Orte, wo von dem Grade und der Art der Dichtungsgabe die Rede seyn wird, welche diese Gattung erfordert, werden wir mehr von diesen Gesängen hören; hier kommt es uns nur darauf an, eine Uebersicht der Leichenfeierlichkeiten zu geben, von denen sie einen Theil ausmachen, und mit denen man sie sich stets verbunden denken muss.

Sobald ein Kranker den Geist aufgegeben hat, wird sofort von seiner Gattin, seiner Mutter, den Töchtern, Schwestern und sonstigen Anverwandtinnen ihm das Auge zugedrückt, und jeder der Anwesenden drückt seinen Schmerz über den erlittenen Verlust so aus, wie es seine Natur oder seine Zärtlichkeit für den Verblichenen mit sich bringt. Ist auf solche Weise der ersten Pflicht Genüge geschehen, so begeben sich alle zu einer ihrer zunächst wohnenden Verwandten oder Freundinnen: dort wechseln sie ihre Kleider, und ziehen weisse Gewänder, wie zum Hochzeitfest, an, nur mit dem Unterschiede, dass sie den Kopf ent-

blösst tragen, die Haare auflösen, und ungebunden herabhängen lassen.

Während diese sich mit ihrer Umkleidung beschäftigen, bekümmern andere Frauen sich um den Todten. Man zieht ihm die besten Kleider an, die er vor seiner Krankheit trug; er wird auf ein niedriges Bett gelegt, das Gesicht nach Osten gewendet, und die Arme über der Brust gekreuzt.

Ist diese Vorbereitung beendet, so kehren die weiblichen Angehörigen im Trauergewande in das Haus des Verstorbenen zurück. Die Thüren bleiben offen, damit alle anderen Frauen des Orts, verwandt und befreundet oder nicht, sich an sie anschliessen können. Alle bilden einen Kreis um die Leiche, und von neuem beginnt ohne Zwang und ohne Ordnung die Klage über den Verlust, welche die eine in Thränen, die andere in Geschrei oder stillen Seufzern aushaucht.

Auf diese freiwilligen und gleichzeitigen Klagen folgen aber bald Jammertöne von einer anderen Art. Es sind die Myriologien. Gewöhnlich singt eine der nächsten Anverwandten die ihrige zuerst; nach ihr bringen die übrigen Angehörigen,

die Freundinnen, die Nachbarinnen, kurz alle anwesenden Frauen, welche es verstehen, dem Todten die letzte Huldigung in solchen Gesängen dar, wobei sich auch oft mehrere Stimmen zu einem Gesang verbinden.

Nicht selten begegnet es, dass sich in dem Kreise der Zuschauerinnen Frauen aus fremden Familien befinden, die kürzlich einen ähnlichen Verlust durch den Tod erlitten haben, deren Herz von seinen Wunden noch ungeheilt ist, und die dem Heimgegangnen noch einige Worte nachrufen möchten. Diese sehen in dem eben Verschiedenen einen Boten an jenen, dessen Tod sie noch immer beweinen, und singen dem Ersten eine Myriologie, die dem Zweiten eigentlich bestimmt ist. Andere begnügen sich, Blumensträusse und andere Kleinigkeiten auf den Verstorbenen zu werfen, die sie ihn mit in die andere Welt zu nehmen bitten, um sie dort den Lieben auszutheilen, die ihnen vorangegangen sind.

Das Absingen der Myriologien dauert fort, bis die Priester kommen, die Leiche zum Begräbnisse abzuholen, und auch dann begleiten sie den Zug bis zur Kirche. Sie hören auf, während die Priester beten und Psalmen singen, fangen aber wieder

an, wenn man die Leiche in die Erde hinabzusenken beginnt. Aber auch nach dem Begräbnisse hören diese Trauergesänge nicht auf, sondern wiederholen sich auf unbestimmte Weise bei gewissen Veranlassungen. Während eines ganzen Jahres, von dem Tode eines der Ihrigen an gerechnet, erlaubt sich keine Frau irgend ein anderes Lied, als eine Myriologie zu singen. Jeder andere Gesang, mag er noch so traurig, noch so harmonirend mit den ersten Gefühlen seyn, welche der Gedanke des Todes, der Verwesung, des Scheidens von Allem, was man liebt, hervorruft, würde als eine Versündigung an dem den Abgeschiedenen schuldigen Andenken betrachtet werden.

Noch mehr: so oft sie zur Kirche gehen, pflegen die Weiber sich vor und nach dem Gottesdienst auf den Gräbern ihrer Verwandten zu versammeln, und den alten Abschiedsgesang vom Begräbnisstage zu wiederholen.

Stirbt jemand in der Fremde, so wird ein Abbild desselben auf das Leichenbett gelegt, und mit Kleidern des Verstorbenen geschmückt, und man widmet der Scheinleiche dieselben Klagelieder, womit man die wirkliche Leiche gefeiert haben würde. Die Myriologien, welche bei solchen

Gelegenheiten gesungen werden, sind von noch traurigerer Art, als die übrigen. Man betrachtet es als einen Zusatz zu dem Unglück, wenn man eine geliebte Person verliert, sie in der Fremde zu verlieren, und sich in der Unmöglichkeit zu befinden, eines Tages die Ueberreste derselben zu sammeln und an geheiligtem Orte aufzubewahren.

Auch die Mütter stimmen Klagelieder an über die Kinder, welche in zartem Alter ihrer Liebe durch den Tod entzogen wurden; und diese Myriologien sind häufig von der reizendsten Trauer. Der kleine Verblichene wird unter dem Sinnbild einer zarten Pflanze, einer Blume, eines Vogels, oder irgend eines andern Naturgegenstandes von solcher Anmuth, dass die Einbildungskraft der Mutter Gefallen daran finden könnte, ihn mit dem verstorbenen Liebling zu vergleichen, bejammert.

Ich habe schon angedeutet, muss es aber hier mit Bestimmtheit aussprechen, dass die Myriologien nur von Frauen gedichtet und gesungen werden. Die Männer nehmen zwar auch von den Verstorbenen Abschied, und zwar in dem Augenblicke, wo sie in die Gruft gesenkt werden; ihr Abschied aber ist einfach und kurz: er besteht in

wenigen herzlichen Worten, und in einem Kusse auf den Mund des Verstorbenen. Sie sind gegenwärtig, können es wenigstens seyn, wenn sogleich nach dem Hinscheiden des Kranken die Weiber ihre Myriologien um die Leiche anstimmen; sie selbst aber sind stumm. Ich habe niemals gehört, dass irgendwo eine Myriologie durch einen Mann abgesungen worden wäre, und sollte es irgend einmal der Fall seyn, so kann es nur als eine Ausnahme von der heutigen Sitte angesehen werden. Ich sage: von der heutigen Sitte, weil es Thatsachen gibt, die da schliessen lassen, dass in einer nicht gar entfernten Zeit auch die Männer die Leiche ihrer Freunde oder Verwandten in einigen Gegenden Griechenlands durch Myriologien zu feiern pflegten.

Als um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts La Guilletière Attika durchreiste, sah er, wie um die Leiche eines Hirten andere Hirten der Nachbarschaft sich versammelten und ihm Myriologien anstimmten; er führt sogar einige Stellen aus denselben an, die gar nicht so lächerlich sind, als sie ihm vorkommen. Im asiatischen Griechenland gibt es Weiber, die mit den Klaggesängen ein Gewerbe treiben, welche man, wenn man ihrer bedarf, rufen lässt, um gegen eine festste-

hende Belohnung durch sie die Klagelieder, oder was dafür ausgegeben wird, verfertigen und absingen zu lassen.

Ich beschliesse hier meine Bemerkungen über die Todtengesänge der Griechen, wobei es meine Absicht allein war, durch sie die Erklärung der Beziehungen zu versuchen, in welchen sie zu ihren National-Sitten und Gebräuchen stehen; später werde ich auf dieselben, jedoch nur in litterärischer Hinsicht, zurückkommen. Jetzt ist es Zeit, die historischen Gesänge in Betrachtung zu ziehen.

Vierter Abschnitt.

Fast in allen Theilen Griechenlands wird jedes öffentliche Ereigniss, wenn es nur irgend einige Wichtigkeit hat, oder Aufsehen erregt, sofort der Gegenstand eines oder mehrerer Lieder. Selbst die Vorfälle des Familien-Lebens, wenn sie irgend etwas Besonderes oder Auffallendes darbieten, finden gewöhnlich einen Dichter, der sie besingt.

Die gegenwärtige Sammlung wird mannigfache Muster solcher historischer Lieder enthalten. Einige derselben behandeln ganz für sich bestehende Vorfälle, die weder Beziehung auf ein allgemeines Ereigniss haben, noch auf irgend etwas, dessen vorläufige Bekanntschaft zum Verständniss der Dichtung erfordert würde. Dieses ist aber nicht der Fall mit jenen Liedern, welche ich unter der Rubrik *Klephtische Gesänge* in eine besondere Reihe gebracht habe, und deren Gegenstand der Kampf der Klephten gegen die Miethsoldaten der

Pascha's ist. Alle diese beziehen sich auf einen Zustand der Dinge und der Gesellschaft, mit welchem man genau bekannt seyn muss, wenn sie nicht vieles von ihrer Klarheit und fast alles Interesse verlieren sollen. Ich will daher versuchen, diesen Zustand darzustellen: er ist seltsam genug, und verdient, gekannt zu werden; aber er ist noch nicht hinreichend aufgeklärt und ich muss hier vorausschicken, dass die Quellen, aus welchen ich die folgenden Nachrichten geschöpft habe, weder vollständig, noch überall ganz zuverlässig sind.

Im Neugriechischen, so wie im Altgriechischen, bezeichnet das Wort Klephtes (κλέφτης) einen Räuber; wollte man bei den ersten Eindrücken stehen bleiben, welche dieses Wort begreiflicher Weise erregt, so würde es scheinen, als ob unter Thaten und Begebenheiten der Klephten nichts anderes verstanden werden könnte, als Thaten und Begebenheiten einer Räuberbande, welche aber weder ein erhabener, noch ein mannigfaltiger Vorwurf für den Gesang und die Dichtkunst seyn dürften.

Sehr ungerecht wäre es indessen, die Sache nach dem Namen zu beurtheilen; und nichts ist wohl dem gewöhnlichen Raubgesindel Europa's

weniger ähnlich, als die griechischen Klephten. Man wird, wie ich glaube, meine Meinung besser verstehen, wenn ich einiges über die *Armatolen* vorangehen lasse.

Es ist, oder um besser zu reden, es war vor dem Ausbruche des jetzigen Kampfs in Griechenland eine Landmiliz eingerichtet, welcher oblag, die öffentliche Ruhe zu handhaben, und den Räubereien und anderen Gewaltthätigkeiten zu steuern. Diese auf Kosten der griechischen Bevölkerung allein ausgerüstete Miliz, bestand nur aus Griechen, und zwar gesetzlich. Kein Türke, kein nichtgriechischer Unterthan des Grossherrn konnte in dieselbe aufgenommen werden. Die Mitglieder dieser Miliz hiessen Armatolen (ἀρματωλοὶ), was einen vollständig Bewaffneten, oder einen Mann in Waffen bezeichnet.

Sie war in den verschiedenen Provinzen Griechenlands, von den Ufern des Axius oder Wardar bis zur Meerenge von Korinth verbreitet, und in so viele besondere, von einander unabhängige Corps getheilt, als es in diesen Provinzen Bezirke gab. Es scheint übrigens, dass die Anzahl der Abtheilungen der Armatolen zu verschiedenen Zeiten und nach den Umständen verschieden war.

Unmittelbar vor der Erhebung der griechischen Nation zählte man deren siebenzehn, wovon zehn in Thessalien und Livadien, vier in Aetolien, Akarnanien oder Epirus, und drei in Macedonien diesseits des Axius stationirt waren.

Jede dieser Abtheilungen stand unter einem Anführer, welcher den Namen Hauptmann, (*καπετάνος*) führte, und dessen Wirkungskreis ein Armatolik hiess, so wie der eines Pascha, oder eines Kadi, Paschalik und Kadilik genannt wird. Die Würde des Chefs eines Armatolik wurde auch mit dem Namen *Protaton* bezeichnet, welches mit *Primatie* gleichbedeutend ist. Jeder Capitain wohnte in dem Hauptorte seines Bezirks, und hatte bald sein ganzes Corps, bald nur einen Theil desselben bei sich, wo dann der Ueberrest in Unterabtheilungen in die Dörfer des Bezirks verlegt war.

Ich vermuthe, kann es indessen durch keine bestimmte Autorität begründen, dass bei der Errichtung dieser Miliz der Titel und das Amt eines Armatolen in den Familien derer, welche bei der Gründung derselben darein aufgenommen wurden, erblich war; wenigstens leidet es hinsichtlich der Hauptleute keinen Zweifel, indem es bekannt ist, dass die Stelle eines Anführers vom Vater auf den

ältesten Sohn erblich zugleich mit einem Säbel überging, der gleichsam das Zeichen der Einführung oder Bekleidung war.

Die Benennung, wodurch die Armatolen gewöhnlich von ihrem Hauptmann angeredet wurden, oder womit sie sich auch unter sich begrüssten, war: *Pallikaren* (παλλικάρια), und dieser Namen bezeichnet einen Mann in der Blüthe seiner Jahre und in der Fülle seiner Kraft. Einer dieser Pallikaren wurde von dem Hauptmann zu seinem Stellvertreter, Adjutanten, oder auch wohl zu seinem Schreiber gewählt, wodurch er dann den Namen eines *Protopallikari* erhielt. Ihre Bekleidung und Bewaffnung war die der Albanesen. Ein Gewehr, ein Säbel, ein Messer oder Dolch, waren alle ihre Angriffswaffen; zur Zierde, und eben sowohl zum Schutz gegen feindliche Kugeln, trugen sie um die Kniee leicht gebogne Platten von Silber oder andern Metallen, welche mit Schnüren befestigt wurden und den Namen *Tsaprassia* (τσαπράσσια) trugen. Ihre Brust war verziert und wie gepanzert durch eine Art von Weste, mit mehreren gedrängten Reihen silberner Knöpfe besetzt. Zu diesen Waffen und Verzierungen trug der Protopallikari noch ein silbernes Schreibzeug, zum Zeichen seines Amts als Secretär, im Gürtel.

In den Paschaliks standen die Armatolen unter dem Befehle des Pascha, und der übrigen Offiziere der Pforte. In denjenigen Theilen Griechenlands aber, wo kein Pascha, sondern nur ein *Mousselim* oder Bevollmächtigter des Pascha vorhanden war, handelten sie auf dessen Requisition, oder auf jene der griechischen Primaten (προεστοὶ).

Jede Zusammenziehung der Armatolen zu irgend einem Zwecke ihrer Bestimmung hiess *Paganià*. Meistens bestand eine solche Pagania nur aus der Abtheilung eines Bezirks, oder auch nur aus einer Unterabtheilung, zuweilen aber begriff dieselbe mehrere Abtheilungen von Armatolen, welche dann auf eine bestimmte Zeit ein einziges Corps ausmachten.

Die Gleichförmigkeit der Einrichtung, der Vorrechte und Benennung der Hauptmannschaften der Armatolen in allen Provinzen Griechenlands, wo sie bestanden, — also in dem ganzen Griechenland, mit Ausnahme von Morea, — scheint anzudeuten, dass dieselben alle für denselben Zweck, aus denselben Beweggründen, und durch eine und dieselbe Autorität errichtet worden sind. Gewiss ist es, dass sie späteren Ursprungs sind, als die

Eroberung Griechenlands durch die Türken, und vergeblich würde man vor diesem Unglück eine Spur solcher Einrichtung in der griechischen Geschichte suchen. Selbst der Namen der Armatolen scheint früher ganz unbekannt gewesen zu seyn.

Auf der anderen Seite lässt sich aus dem Umstande, dass es keine Armatolen in Morea gibt, schliessen, dass ihre Errichtung da, wo sie vorhanden ist, vor der Besitznahme von Morea durch die Türken Statt gefunden hat. Diejenigen Griechen, welche in der Geschichte ihres Vaterlandes am gründlichsten unterrichtet sind, behaupten, als eine für sie keines Beweises bedürfende Thatsache, dass die verschiednen Hauptmannschaften der Armatolen in Griechenland durch besondere Verordnungen des Grossherrn nach und nach errichtet worden seyen, und wenn sie gleich die Urschrift solcher Rescripte nicht aufzeigen können, so dürfte es doch schwer seyn, die Wahrheit ihrer Behauptung anzugreifen.

Nimmt man nun aber auch diese erste Thatsache als richtig an; so bleiben noch gar viele Fragen zu beantworten, die sich an jene anschliessen. In welchen bestimmten Zeitpunct fällt die Errichtung der ersten Armatolik's? Welche Um-

stände bestimmten die Türken, sie zu errichten, oder zu dulden? Welches waren in Folge und Kraft dieser Einrichtung die Verhältnisse der Türken zu den Griechen? Endlich, welche alten oder neuen Beziehungen finden Statt zwischen den Armatolen, von denen bisher die Rede war, und den Klephten, von welchen nun die Rede seyn wird? Auf alle diese Fragen habe ich zur Erwiederung nichts, als griechische Ueberlieferungen, welche zwar sehr unbestimmt, aber im Ganzen doch ziemlich glaubwürdig sind, und die, wenn man nicht über einen der interessantesten Puncte der neueren Geschichte sich selbst zum Stillschweigen verdammen will, nicht vernachlässigt werden dürfen. Ich dränge die Hauptpuncte in folgende Uebersicht zusammen.

Die Errichtung der Miliz der Armatolen steigt in die ersten Zeiten des um sich greifenden Einbruchs der Türken in die griechischen Provinzen zurück, und fand zuerst in Thessalien Statt. Die Bewohner der ausgedehnten und fruchtbaren Ebene dieses Landes hatten sich dem mehr oder weniger harten Schicksal, das sie unter das türkische Joch beugte, ohne Widerstand unterworfen. Die Gebirgsbewohner des Olymp, des Pelion, des thessalischen Bergrückens, des Pindus, und der Agrapha-

Gebirge widersetzten sich jedoch dem Sieger. Sie brachen häufig aus den Gebirgen hervor, überfielen mit gewaffneter Hand die bebauten Ebnen und die Höfe der Landbewohner, und plünderten nicht bloss die Besitzungen der sieghaften Fremdlinge, sondern manchmal auch jene der überwundenen Landsleute, welche, wie sie behaupteten, es mit dem Feinde hielten; daher wurde ihnen der Namen: Räuber (Klephten) beigelegt.

Die Türken wurden es bald müde, gegen ein so unerschrockenes und armes Volk in beständigem Kampfe zu liegen; sie unterhandelten daher mit demselben, und machten ihm erträgliche Anerbietungen. Sie räumten ihm das Recht ein, sich nach seinen eignen Gesetzen zu regieren, unabhängig zu wohnen in den gebirgigen Bezirken, die es eingenommen hatte, die Waffen zu seiner Vertheidigung zu tragen: und Alles dieses unter der einzigen Bedingung, einen geringen Tribut zu entrichten.

Einige Völkerschaften, welche sich in dem rauhesten Theil des Gebirgs niedergelassen hatten, zu dem fast kein Zugang möglich war, verschmähten jede Art der Verbindung mit den Eroberern, und haben sich bis auf unsere Tage in

der vollkommensten Unabhängigkeit erhalten. Die übrigen Bergbewohner unterhandelten; sie erhielten das Recht, zur Handhabung der gemeinen Sicherheit und zum Schutze der den Türken abgedrungenen Freiheiten, eine Landmiliz zu errichten; und diese Miliz war die der Armatolen, so dass dieser Namen die Bezeichnung eines Theils jener nämlichen Männer wurde, die in dem früheren Zustande des Kriegs und des Widerstandes den Beinamen der Räuber erhalten hatten.

Die wüsten, rauhen und unzugänglichen Gebirgsebnen, auf denen die Griechen den Angriff der Türken nicht fürchten zu dürfen glaubten, und deshalb jede Unterhandlung mit denselben verwarfen, wurden seitdem, vielleicht auch schon früher, *Räubergemeinden* (κλεφτοχώρια) genannt, und tragen diese Benennung auch noch heute.

Dieses sind die Sagen der griechischen Nation über den Ursprung der Armatolen und der Klephten, auf ihren bestimmtesten und einfachsten Ausdruck zurückgeführt. Es werden uns im Verlauf dieser Arbeit noch Vergleiche und Thatsachen zur Bestätigung der wesentlicheren Züge dieser Darstellung aufstossen.

Der Einrichtung dieser Landmiliz hat es Griechenland zu verdanken, dass es nicht ganz und gar den Barbaren anheim fiel. Viele ihrer Bezirke behielten das Eigenthum des Bodens, den sie bewohnten, ihre Unabhängigkeit und ihre Gesetze: sie konnten in ihren Städten, in den Dörfern und Landgemeinden die Polizei selbst und ohne Zwischenkunft der Soldatesca des Pascha üben. Es war indessen natürlich, dass diejenigen, welche solche Begünstigungen zugestanden hatten, bald dahin streben mussten, sie wieder zu vernichten, und dass die gleichsam gehemmte Eroberung trachten musste, sich von neuem weiter zu verbreiten. Mit einem Worte, so lange den Griechen noch etwas übrig blieb, das ihnen genommen werden konnte, so lange blieb den Türken noch etwas zu thun übrig. Die Pascha's nahmen es auf sich, das unvollendet gelassene Werk der ersten Eroberer zu vollenden, und das Bestreben, den Besiegten allmählig die schwachen Trümmer ihres Vermögens und ihrer Rechte zu entreissen, war von da an das herrschende Ziel der türkischen Verwaltung. Die Armatolen waren für die Ausführung dieser Bestrebungen ein Hinderniss, und darum ist ihre Geschichte von jenen Zeiten an, wo sie anfängt, etwas bekannter zu werden, nichts, als

ein Gemälde ihres langen und muthigen Kampfes gegen die Anmassungen der Pascha's.

Ich kann hier von den einzelnen Momenten dieses grossen Kampfs nur diejenigen andeuten, welche mit dem Gegenstande dieser Abhandlung in der nächsten Beziehung stehen, und glaube deshalb hier zuerst von denjenigen Aemtern reden zu müssen, welche von dem Divan zu Constantinopel für den Zweck der Verwaltung geschaffen wurden, und entweder sogleich nach ihrer Errichtung, oder doch bald nachher mit den Rechten, so wie mit der Bestimmung der Armatolen in Widerspruch traten. Hierhin gehört zuerst das Amt des *Derwendschi-baschi* oder des *Oberaufsehers der Strassen*, welches einigen Pascha's Griechenlands aufgetragen wurde. Dieser Beamte wurde allem demjenigen als oberster Leiter vorgesetzt, was auf die Polizei und die Sicherheit der Strassen, und besonders der Bergengen, Bezug hatte. Er konnte zu dem Zwecke eine Lokalmiliz organisiren, derselben Offiziere seiner Wahl vorsetzen, welche alsdann den Titel *Derven-agas*, Hauptleute der Bergpässe, erhielten. Ich kann nicht mit Bestimmtheit angeben, um welche Zeit das Amt des Derwendschi-baschi, und der damit verbundenen Miliz

errichtet wurde; es lässt sich indessen mit Grund annehmen, dass die Bildung beider später geschah, als jene der Armatolik's, und dass die Strassenmiliz keine andere Bestimmung hatte, als den Armatolen, welche sich schon durch Widersetzlichkeit gegen die türkischen Gewalthaber ausgezeichnet hatten, das Gleichgewicht zu halten.

Die Streitigkeiten zwischen beiden Gattungen der Landmiliz, welche gleichsam die beiden Elemente der Bevölkerung Griechenlands repräsentirten, waren jedoch Anfangs nur örtlich, zufällig und vorübergehend. Es mussten besondere Umstände zusammentreffen, um sie zu dem Grade der Heftigkeit zu entzünden, worin wir sie in dem Laufe des letzten Jahrhunderts erblicken. Der Divan hatte früher den Grundsatz angenommen, zu den Paschalik's von Griechenland keines der Häupter der albanesischen Volksstämme zu ernennen, und dieser Grundsatz zeugt von gesunder Staatseinsicht. Denn, lag es in der Natur eines jeden Pascha, von welcher Nation er auch seyn mochte, ein Bedrücker seiner Untergebenen zu seyn, so hatten doch die Pascha's aus dem Stamme der Albanesen zu gleicher Zeit mehr Anlass und mehr Gewalt zur Unterdrückung der Griechen, indem sie einen grösseren natürlichen Einfluss

auf die wesentlich kriegerischen Völkerschaften Albaniens übten, die seit undenklichen Zeiten geschworne Feinde der Griechen waren. Der Divan ging aber später von diesem Grundsatze ab: in den Jahren von 1740 bis 1784 übertrug er nach einander das Paschalik von Epirus und die Würde des Dervendschi-baschi an vier Häupter der Albanesen, welche alle mit der grössten Wuth die griechischen Armatolen verfolgten, und alles aufboten, die Miliz der Armatolik's zu zerstören. Ihnen folgte der berüchtigte Ali von Tébélen, welcher den griechischen Armatolen allein mehr Schaden zufügte, als alle übrigen zusammen.

Nach dieser Auseinandersetzung und mit Hülfe derselben hoffe ich nunmehr deutlich machen zu können, sowohl, was man unter dem Namen Klephten zu verstehen hat, als das sonderbare Verhältniss, in welchem dieselben unter sich und zu den Armatolen allezeit gestanden haben. Der Name Armatole war wohl ursprünglich der einzige, womit man die Glieder der griechischen Nationalmiliz zu bezeichnen pflegte, wenigstens während der früheren Periode derselben, als man noch die Verträge ehrte, auf denen ihre Existenz beruhte. Die Benennung Klephten, welche man ihnen beilegte, als sie noch mit den Siegern im

Kriege lebten, war ihrer neuen Stellung nicht mehr angemessen, und hörte daher auf, Anwendung auf sie zu haben. Als aber später die Armatolen verfolgt und genöthigt wurden, mit den Waffen in der Hand ihr Bestehen und ihre Rechte zu vertheidigen, als sie in ihren ursprünglichen Zustand der Unabhängigkeit und der Feindseligkeit gegen die Türken zurückgekehrt waren, als sie wieder begannen, das türkische Eigenthum zu überfallen und zu plündern, da wurde ihnen von neuem der Namen Klephten beigelegt, oder sie gaben sich denselben auch wohl freiwillig, als einen alten Titel, der ihren frühern Ruhm verkündigte. Da sie bald zu schwach waren, um ihre Schlupfwinkel in den Gebirgen zu verlassen, bald stark genug, um mit offener Gewalt sich der Armatolik's wieder zu bemeistern, aus denen man sie vertrieben hatte, so war ihr Uebergang aus dem Zustande der Armatolen zu jenem der Klephten und umgekehrt aus dem der Klephten zu jenem der Armatolen, so häufig und so rasch, dass man die beiden Benennungen, ohne Verwirrung besorgen zu dürfen, verwechseln konnte, indem zwar jeder derselben einen allerdings verschiedenen Zustand bezeichnete, dieser aber überall in den entgegengesetzten überzugehen strebte, und ihn ganz nahe berührte.

Es gab Gegenden, wo die Benennung: Armatolen für beide Theile galt, oder doch auf beide mit gleichem Recht hätte angewendet werden können. In anderen, wie z. B. in Thessalien, war der Ausdruck Klephte gewöhnlich, und bezeichnete nicht bloss den ruhigen Armatolen, welcher friedlich seine Stelle als Landwehrmann versah, sondern auch den aufrührerischen Bergbewohner. Höchstens unterschied man die Männer beider entgegengesetzter Systeme durch ein bezeichnendes Beiwort; den ruhigen, bloss zum Schutze seines Bezirks bewaffneten Armatolen nannte man: den zahmen Klephten (κλέφτης ἥμερος); den empörten Armatolen nannte man dagegen den wilden Klephten (κλέφτης ἄγριος) oder Klepht im eigentlichen Sinne. Eine kurze Erörterung wird dieses deutlicher machen.

Wurde der Häuptling eines Armatoliks auf seinem Posten beunruhigt, hatte er Wind, dass ein Pascha, oder ein Derwendschi-baschi etwas Verrätherisches gegen ihn im Schilde führe, so flüchtete er sofort ins nächste Gebirge, begleitet oder gefolgt von seinen Pallikaren, und so verwandelte sich eine Abtheilung von Landmiliz, bestimmt den ihr angewiesenen Bezirk zu schirmen, mit einem Male in eine Horde von Klephten, die der türki-

schen Regirung offnen Krieg erklärte. In dieser Stellung waren die Klephten Männer, die man verfolgte, denen man ihre anerkannten Rechte, ihr Amt, das sie nährte, entreissen wollte, die daher entschlossen waren, alles zu wagen, um beides wieder zu gewinnen, und lieber das äusserste zu ertragen, als ihren Feinden nachzugeben.

War einmal ein Hauptmann der Klephten in den Zustand des Kriegs gegen einen Pascha getreten, so bot er natürlich Alles auf, um sich ihm möglichst furchtbar zu machen; er suchte seine Armatolen, welche den hauptsächlichen und regelmässigen Bestand seines Corps ausmachten, durch Anwerbung neuer Abentheurer zu verstärken, was nicht schwer ist in einem Lande, wo es der gequälten, misshandelten, gehöhnten, beraubten und oft bis zur Verzweiflung getriebenen Menschen so viele gibt. Die Stärke der Heerhaufen dieser Klephten musste nothwendig sehr verschieden seyn; sie hing von einer unendlichen Menge von Umständen ab, von dem Rufe des Anführers, von dem Vertrauen, welches ihm ältere Unternehmungen erworben hatten und von dem allgemeinen Zustande des Landes. Es hat Fälle gegeben, wo ein solcher Häuptling über zwei bis drei hundert Pallikaren befehligte, und ich habe von noch stärkeren Schaa-

ren reden hören. Gewöhnlich waren sie jedoch schwächer; man hielt die schon für sehr furchtbar, welche hundert Köpfe zählten, und mehrere bestanden kaum aus fünfzig Mann.

Waren die Klephten einmal im Gebirge angekommen, so hatten sie keinen bestimmten Dienst, und keine bestimmte Station mehr, sondern bewegten sich frei, wohin die Hoffnung, einen glücklichen Streich ausführen zu können, oder irgend eine dringende Gefahr sie rief; doch blieb jede Schaar vorzüglich gern in der Nachbarschaft des Armatoliks, aus welchem sie vertrieben worden war. Ihr Aufenthaltsort, *Liméri* genannt, war immer auf einer schwer zugänglichen Stelle des Gebirgs, in einer abgelegenen Schlucht, in der Nähe eines Berggipfels.

Sie waren genöthigt, vom Raub und von der Plünderung zu leben, da sie auf öde Berggegenden beschränkt, ihre Waffen nie ohne Gefahr des Lebens aus den Händen legen konnten. In dieser Bedrängniss vergassen sie dennoch nicht, dass sie Griechen waren, und ihre Verwüstungen und Räubereien waren in der Regel nur gegen die Besitzungen der Türken gerichtet Bald führten sie die Heerden irgend eines Pascha in ihre bergigen

Schlupfwinkel; bald fielen sie unversehens über die Höfe und die Dörfer der Aga's und der Bey's her, plünderten und raubten alles, was sie brauchen konnten, und verbrannten das Uebrige. Zuweilen führten sie auch die Bey's, die Aga's, oder einen der Ihrigen selbst mit sich fort, und bewachten ihn im Gebirge, bis er sich gelöst hatte.

Doch nicht immer erlaubte ihnen die Noth, ihre Feindseligkeiten auf die Türken zu beschränken; sie sahen sich manchmal gezwungen, auch ihre griechischen Landsleute zu berauben, und entschuldigten sich dann mit dem Vorgeben, sie seyen die Pächter oder Bedienten der Türken. Am wenigsten scheuten sie sich, die Kaloyer oder Mönche zu brandschatzen. Gegen diese hatten sie einen ganz besondern Hass, welchen jene aber auch zu erwiedern wussten, indem sie den türkischen Behörden alle Nachrichten und Gelegenheiten mittheilten, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, den Klephten heimlich beizukommen. Darum fielen diese auch häufig in die Klöster ein, und kehrten immer schwer beladen aus denselben zurück.

War ihre Lage besonders drückend und gefährlich, oder fühlten sie sich im Besitz hinrei-

chender Kräfte, so wagten sie auch wohl kühnere Unternehmungen, und nahmen grosse Landgemeinen und wohl gar Städte in Brandschatzung. Es war gewöhnlich, wenn sie einen solchen Streich vorhatten, an den Ort, dem es galt, einen Boten mit der schriftlichen Aufforderung vorauszusenden, dass ihnen eine bestimmte Summe Geldes gezahlt, oder eine bestimmte Menge von Naturalien in einer angegebenen Zeit und an einem angegebenen Orte geliefert werden solle. Diese Aufforderung endete in der Regel mit der Drohung, dass, im Falle nicht Genüge geleistet werden sollte, der aufgeforderte Ort mit Feuer und Flammen heimgesucht werden würde. Solche gewaltthätige Aufforderungen setzten die Gemeinden in zwiefache Verlegenheit. Ihnen nicht zu gehorchen, war sehr bedenklich, und ihnen zu gehorchen, zog unzweifelbare Strafe von Seiten der Türken nach sich, welche die Gewohnheit hatten, alles zu nehmen, wo die Klephten nur etwas genommen hatten. Daher liess eine aufgeforderte Gemeinde es auch stets zum mehrmaligen Wiederholen der Aufforderung kommen, ehe sie derselben nachzuleben trachtete. Eine zweite, eine dritte Aufforderung lautete indessen allemal weit drohender, als die erste, und das Papier, worauf sie geschrieben war, zeigte deutliche Zeichen der Dringlichkeit und der Gefahr;

es war an den vier Ecken angebrannt, und dieser Zug einer stummen Beredsamkeit verfehlte selten seinen Zweck. Aehnliche Aufforderungen wurden manchmal persönlich an einzelne Aga's, an einzelne türkische Militair- oder Civil-Beamten, oder auch an griechische Bischöffe gerichtet, und zwar an letztere nicht, weil sie den Griechen gleich den Mönchen verhasst gewesen wären, sondern nur, weil sie dieselben für reich und geizig hielten.

Die Klephten lagen den Tag über sorgsam auf der Wache in ihren *Limèris*; sobald die Nacht anbrach, hatten sie nichts mehr zu fürchten, und schliefen ruhig unter freiem Himmel, auf Haufen von Zweigen gelagert und in Mäntel von Ziegenhaar gewickelt, die dem Regen keinen Durchgang gestatteten. Hatten sie ein Unternehmen auszuführen, so wurde dazu die Nacht, und vorzugsweise die dunkelste und stürmischste, gewählt. Die Schnelligkeit ihrer Züge war so gross, dass es eine Seltenheit war, wenn der Feind nicht unvorbereitet überfallen wurde.

Zog der Armatole ins Gebirge, um von nun an als Klephte zu leben, so behielt er seine Kleidung und Bewaffnung bei, doch gab es ein äusseres Abzeichen, woran man den zahmen von dem

wilden Klephten unterscheiden konnte; letzterer trug nämlich zu dem übrigen Anzuge des zahmen Klephten noch eine lange Schnur von Wolle, welche mehrmals um den Leib gewickelt, und vor demselben in einen Knoten gebunden war. Sie war dazu bestimmt, diejenigen Türken zu binden, welche in einem allgemeinen oder einzelnen Gefechte von den Klephten gefangen genommen werden möchten.

Das Eigenthümliche in der Art, wie die Klephten fochten, bestand darin, dass durchaus keine Regel, kein System der Kriegskunst befolgt wurde. Sie schlugen sich nicht in gegliederter Reihe, sondern zerstreut, Mann gegen Mann, und so viel es thunlich war, hinter irgend einem Baum, einer Mauer, einem Felsen, oder hinter den Leichen der Erschlagenen. Unter dem Schutze einer solchen Brustwehr, von ihnen *métérizi* genannt, kämpften sie, indem sie stehend, oder auf den Knieen feuerten, und zum Laden sich entweder auf die Seite oder den Rücken niederlegten. Sahen sie sich von allen Seiten umringt, und zwar so, dass nur ein gewaltsames Durchschlagen durch die feindlichen Glieder Ausweg und Rettung eröffnen konnte, so griffen sie zum Säbel, und stürzten unter dem Ausruf: Ghiorussi! auf den Feind,

welches Wort die Thathandlung eines verzweifelten Muthes ausdrückt, dessen es in einem solchen Falle bedarf, und solche Fälle waren nicht selten.

Die Erörterungen, welche ich den Inhaltsanzeigen mehrerer klephtischer Gesänge über die Thaten verschiedener Anführer und ihrer Pallikaren vorgesetzt habe, entheben mich der Nothwendigkeit, hier in nähere Entwicklungen einzugehen. Dagegen wird es angemessen seyn, einen kurzen Begriff von den Vorbereitungen zu geben, durch welche die Klephten nach und nach zu dem Grade von körperlicher Kraft, Geschicklichkeit und Gewandtheit heraufgebildet wurden, ohne welche sie jeden Augenblick der Ermattung und den Gefahren ihrer Lebensweise unterlegen seyn würden.

Einen grossen Theil der Freistunden, welche ihnen in ihren *Limèris* übrig blieben, widmeten sie verschiedenen Uebungen, die mehr oder weniger für das Kriegswesen von Nutzen waren. Eine der wichtigsten, und worin sie sich vorzüglich auszeichneten, war das Scheibenschiessen. Sie trugen Gewehre von ungewöhnlicher Länge und grosser Schussweite, deren sie sich mit einer auffallenden und oft bewundernswürdigen Sicherheit

bedienten. Es gab nicht wenige unter ihnen, welche gewiss waren, auf eine Entfernung von zweihundert Schritten ein mit einem Faden an einen Baumast aufgehängtes Ei mit der Kugel zu treffen. Andere, noch Geschicktere, schossen aus derselben Ferne durch einen Ring, dessen Oeffnung kaum grösser als der Umfang der Kugel war. Dieser höchste Grad in der Kunst des Zielschiessens hat Veranlassung zu der sehr verbreiteten sprüchwörtlichen Redensart gegeben: *den Ring mit der Kugel einfädeln.* Durch häufige Uebung hatten die Klephten ihr Augenmaas so ausgebildet, dass sie es darin zu einem sehr hohen Grade von Sicherheit gebracht hatten, und es erklärt dieses auch, warum sie so gern nächtliche Ueberfälle machten. Sie zielten so richtig bei dem nächtlichen Abfeuern der feindlichen Gewehre, dass sie selten den, der den Schuss gethan hatte, fehlten. Man hatte einen eigenen Ausdruck für diese Art zu kriegen: man nannte es: *Feuer in Feuer geben.*

Unabhängig von dieser Hauptübung hatten die Klephten noch viele andere, worin sie sich nicht weniger auszeichneten, und die mehr an die alten gymnastischen Spiele der Griechen erinnern. Eines der vorzüglichsten war das Werfen des Diskus,

und bestand darin, dass man einen Stein möglichst weit schleuderte. Diese Uebung, da sie eine besondere Vereinigung von Muskelkraft, Biegsamkeit und Gewandtheit erfordert, war wunderbar geeignet, diese Eigenschaften zu entwickeln. Die Klephten übten sich auch häufig im Springen, und man erzählt von ihrer Geschicklichkeit in dieser Gattung Fälle, die an das Wunderbare gränzen. Ich habe einen in der historischen Nachricht von dem Häuptling Niko - Tsaras angeführt, welcher über sieben neben einander gestellte Pferde sprang. Man hat mir noch weit erstaunlichere Beispiele erzählt, unter andern von einem, der in Einem Sprunge über drei, sieben bis acht Fuss hoch mit Dornen beladene Wagen hinwegsetzte.

Die Geschwindigkeit der Klephten im Laufe stand begreiflicher Weise im Verhältniss mit ihrer Leichtigkeit im Springen. Man nennt Häuptlinge, welche im Stande waren, in ihrer ganzen Rüstung, unter der Last der Bekleidung und der Waffen die Geschwindigkeit eines galoppirenden Pferdes zu erreichen, oder gar zu übertreffen. Der Hauptmann Zacharias aus Morea wird als einer von denen genannt, welche bis ins Unglaubliche diese Leichtigkeit im Laufen besessen haben. Die Ueberlieferung sagt von ihm ausdrücklich

und ohne Absicht der Uebertreibung, dass seine Fersen im Laufen an seine Ohren geschlagen hätten. Durch diese theils natürliche, theils durch Uebungen wunderbarlich vermehrte Gelenkigkeit war es denn auch möglich, dass die Klephten jene ausserordentlichen Märsche ausführen konnten, wodurch sie so entscheidende Erfolge bewirkten; es mochte nun gelten, einen Feind, der sich durch die Entfernung ganz sicher glaubte, zu überrumpeln, oder einem andern, der aus der Nähe drängte, und sie schon völlig in seiner Macht zu haben wähnte, sich zu entziehen.

Unter den physischen Eigenschaften, welche von einem Klephten nicht weniger, als der Muth selbst, gefordert wurden, darf man ihre Ausdauer im Ertragen von Hunger, Durst und Wachen nicht übersehen. Ich zweifle, ob man, ausser bei den alten arabischen Helden der Wüste, Beispiele antreffen wird, die mit denen, welche die Klephten gegeben, verglichen werden könnten. Anhaltende Gefechte von drei Tagen und drei Nächten, während welcher weder gegessen, noch getrunken, noch geschlafen wurde, sind bei ihnen keine ganz seltenen Ereignisse. Man sah sie bei manchen Gelegenheiten, wo der Feind sie von Hunger, Durst und Ermattung besiegt wähnte, und er-

wartete, sie hinsinken, oder ihre Waffen niederlegen zu sehen, sich plötzlich von neuem erheben und glorreich durchschlagen.

Ein anderer Theil ihres Muthes, noch erstaunlicher und charakteristischer, als ihre Fähigkeit, dem Hunger und dem Durste zu trotzen, ist ihre Standhaftigkeit gegen den Schmerz. Die Qualen, welche die Klephten erwarteten, die den Türken lebend in die Hände fielen, waren so schrecklich, dass nur durch Ueberraschung und durch die Unmöglichkeit, fechtend den Tod zu finden, einer dahin gelangen konnte, in die Gefängnisse der Pascha's geschleppt zu werden. Dieses Unglück trug sich indessen mitunter zu, und man hat Mühe, zu begreifen und zu glauben, wie weit sie alsdann die Verachtung der Qualen trieben. Es war in solchem Falle eine Pflicht und Ehrensache für sie, als Griechen und als Klephten, keine Empfindung der Martern zu verrathen, mit denen man sie zu Tode folterte.

Die geringste Marter war, die unteren Gliedmassen von den Zehen bis zur Hüfte mit schweren Schmiedehämmern zu zerschlagen. Unter dieser grausamen Qual hat man indessen Klephten gesehen, die nicht eine einzige Thräne vergossen,

keinen Seufzer ausstiessen, und keinen anderen Laut von sich gaben, als Ausrufungen der Verwünschung und der Verachtung gegen die Pascha's und ihre Henkersknechte. Wahrscheinlich war es der Gedanke an solche Martern und an die Möglichkeit, denselben anheim zu fallen, welcher den Klephten eine ihrer gewöhnlichsten und auffallendsten Wunschformeln eingab: »*Auf eine gute Kugel!* (*καλὸν μολύβι*) ist nämlich der Toast, welchen sie mitten in der Lust ihrer Festgelage einander zutrinken.

Nach der Furcht, lebendig gefangen zu werden, war bei den Griechen keine andere so gross, als die Besorgniss, in einem ungünstigen oder zweifelhaften Kampfe schwer verwundet zu werden. Mit Recht befürchteten sie alsdann, dass die Türken ihnen den Kopf abschneiden und denselben ihrer Gewohnheit gemäss auf öffentlichen Plätzen den Blicken der Muselmänner und der Griechen, jenen als einen Gegenstand der Freude und des Hohns, diesen als Ursache des Schmerzes und des Mitleids, zur Schau stellen würden. Daher ist die eifrigste, die heiligste Bitte, welche ein tödtlich verwundeter Klephte auf dem Schlachtfelde an seinen Waffenbruder richtet, die, ihm schleunig den Kopf abzuschneiden und diesen mitzunehmen,

damit er nicht von einem der siegenden Türken abgehauen und davongetragen werde. Dieses Gefühl des Stolzes, diese Besorgnisse für die Ehre, welche noch über das Leben hinausreichen, finden sich auf eine rührende Weise in vielen klephtischen Liedern ausgedrückt, und vorzüglich in folgender Stelle eines derselben, von dem ich leider nichts als gerade diese Zeilen kennen gelernt habe. Es handelt von einem Klephten, welcher todtwund einen seiner Kriegsgefährten also anredet:

»Komm her, und schneid' das Haupt mir ab, o Freund,
Dass nicht die Feind' es stellen aus zur Schau,
Dass nicht die Muselmänner sich darob erfreu'n,
Und meine Mutter, es erblickend, sterbe.«

Diese beständige Ausbildung aller Kräfte, diese stete Steigerung ihres Muths, wodurch sich die Klephten auszeichneten, war höchst wahrscheinlich der Grund des seltsamen Unterschieds, den sie zwischen dem Tode auf dem Schlachtfelde und jenem, der im Bette beschleicht, zu machen gewohnt waren, so wie der entgegengesetzten Gesichtspuncte, aus denen sie den einen und den andern betrachteten. Sie nannten *Opfer* (σφαγάρι) die Leiche eines vor dem Feinde gefallenen Tapfern, und

Aas (*ψοφίμι*) die eines Mannes, der an den Folgen einer Krankheit gestorben war. An die Leiche des Letzteren war ein gewisser Abscheu, eine Art von Schmach geknüpft, gleichsam als ob es schimpflich wäre, oder der Natur entgegen, langsam und allmählig im Bette hinzusterben, nachdem die Krankheit die Züge entstellt und den Körper zerrüttet habe. Im Kriege fallen, hiess ihnen nicht bloss, mit Ruhm enden, sondern auch dem Grässlichen entgehen, das der Tod mit sich führt.

Man sollte erwarten, dass Menschen, die also vorbereitet waren, die Beschwerden und Entbehrungen ihres Standes mit übermenschlicher Standhaftigkeit und Ausdauer zu ertragen, alle Menschlichkeit abgelegt haben müssten, dass sie wild, blutdürstig und ungeschlacht geworden wären. Dem war aber nicht also; zeigten sich die Klephten grausam, so war es Wiedervergeltung, an den Albanesen und an den Türken geübt. Diese Wiedervergeltung war immer blutig, und mitunter grausenhaft, im Allgemeinen aber weit unter dem, was jeder Klephte zu erwarten hatte, wenn er in die Hände seiner Verfolger gerieth. Ein griechischer Pallikare schonte keines Türken, den er zu tödten vermochte; er tödtete ihn aber einfach und

schnell, nicht wie die Henkersknechte des Pascha, welche zur Hinrichtung ihrer Opfer grausame Weisen ersannen, und während mehrerer Tage mehrere Arten derselben an ihnen versuchten.

Ausser solchen Fällen der Wiedervergeltung waren die Klephten keineswegs grausam: es waren einfache, rauhe, aber grossmüthige Seelen von bewundernswürdig heiterer Laune und der zartesten Gefühle und Handlungen fähig. Ihre Art, sich gegen Frauen zu benehmen, verdient besonders erwähnt zu werden. Nicht selten geschah es, dass sie die Gattinnen, die Töchter der türkischen Aga's oder Bey's, oder selbst der griechischen *Proëstos* gefangen mit sich fort führten, und dieselben viele Tage lang in ihren Höhlen, Bergthälern und einsamen Bergschluchten bis zur Auslösung bei sich behielten. Manchmal waren es die Gattinnen, die Töchter solcher Türken, von denen die Töchter und Gattinnen der Klephten misshandelt worden waren. Aber weder in diesem, noch in irgend einem Falle erlaubten sich die Letztern auch nur die geringste Misshandlung gegen ihre weiblichen Gefangenen. Schön oder hässlich, jung oder alt, Türkin oder Christin, von unbekannter oder von feindlicher Familie, jede von ihnen war heilig und unverletzlich und im Schutze jedes Mitglieds

der Schaar, von der sie gefangen worden war. Der Häuptling, welcher die Achtung gegen sie aus den Augen gesetzt hätte, würde sofort von seinen Pallikaren verlassen worden seyn, als ein für immer entehrter Mensch, unfähig, der Anführer tapferer Männer zu seyn. Man erzählt sich einen Fall, wo ein Anführer von seinen Pallikaren ermordet wurde, weil er eine türkische Frau, die noch nicht ausgelöst war, zu misshandeln gewagt hatte.

Man wird unter den Gesängen gegenwärtiger Sammlung einen finden, worin ein Zug vorkommt, der uns die edle Seite dieser Sitten und dieser Denkungsweise der Klephten recht lebendig hervorzuheben scheint. Es ist nämlich von einem Anführer die Rede, welchen der Dichter schildert, wie er in seinem *Limèri* zur Tafel sitzt, und eine vornehme griechische Frau neben sich hat, die ihrer Familie durch ihn entrissen worden war. Der Häuptling befielt seiner Gefangenen, ihm einzuschenken: sie aber antwortet ihm: »Ich bin nicht deine Sklavin, o Dimos, um dir einzuschenken, ich bin Tochter und Schwiegertochter von Primaten«. Dieser Stolz, mit welchem ein Weib dem Häuptling einer Schaar, in dessen Gewalt sie sich befindet, allein, mitten in einem Walde, in

einer gebirgigen Wildniss, eine so geringe Gefälligkeit abschlägt, scheint mir sehr beredt auszudrücken, wie gewiss sie der Achtung des Anführers und seiner Tapfern war. Unter solchen Männern hätte Scipio wenig Bewunderer gefunden, als er seine schöne Gefangene unentweiht entliess.

Die Frömmigkeit des Klephten, seine Ehrfurcht gegen die heiligen Gebräuche seiner Religion, die Uebungen der Andacht, die mit seinen kriegerischen Beschäftigungen abwechseln, machen einen anderen ausgezeichneten Zug in dem Charakter desselben aus, den man mit seiner Lage für unvereinbar gehalten haben würde. In ihren Wildnissen fehlt es ihnen an Geistlichen, wie an Kirchen. Nur hie und da eine verlassene Kapelle, eine Grotte, mit Mühe und Gefahr in den Felsen gebrochen, erlaubt zuweilen die Messe eines Papa's aus dem Gebirge, das Gebet eines Eremiten zu hören, und gelegentlich der heiligen Jungfrau und andern Heiligen ein andächtiges Opfer aufzuhängen. Wo sie sich aber immer befinden mögen, im Walde, in Schluchten, oder auf den höchsten Gipfeln der Gebirge, unterlassen sie doch niemals, auf ihre Weise die festlichen Gebräuche der griechischen Kirche zu üben, und die auf dieselben bezüglichen Hymnen und sonstigen

Gebete zu singen und zu sprechen. Ihre Ehrfurcht für die Reliquien der Heiligen und für die Geräthe der Kirche ist nicht auszudrücken. Für einen Klephten kann kein Zustand der Noth und der Entbehrung so gross seyn, dass ihm einfallen würde, auch nur den geringsten Gegenstand, der zu einem heiligen Orte gehörte, oder nur dort niedergelegt worden wäre, sich anzueignen. Herr Pouqueville führt in seiner Reisebeschreibung den Fall an, wo ein Anführer, weil er aus einer der heiligen Jungfrau geweihten Kapelle bei Vonitza einige *ex-voto* (gelobte Opfergeschenke) entwendet hatte, von seinen eigenen Pallikaren an Ali Pascha ausgeliefert, und auf dessen Befehl gehenkt wurde.

Der fromme Gebrauch weiter Pilgerfahrten war natürlich für Leute in der Lage der Klephten mit allzugrossen Schwierigkeiten verknüpft, blieb aber dennoch ihnen nicht ganz fremd. Der berühmte Anführer Blachavas (von welchem zu reden, mehr als einmal Gelegenheit seyn wird) machte sich in einem Alter von sechs und siebenzig Jahren auf den Weg nach Jerusalem, die Flinte auf dem Rücken, von seinem Protopallikaren begleitet, und starb, wie er es gewünscht zu haben scheint, an geheiligter Stätte..

Das war aber nicht die ganze Religiosität der Klephten, und es lässt sich noch Gewichtigeres darüber anführen. Die Apostasie ist in Griechenland nicht ohne Beispiel, und die Fälle sind nicht selten, wo ein Grieche nur durch seinen Uebertritt zu der Religion der Muselmänner sein Leben zu erhalten vermag, dann aber auch gewiss erhält. Niemals hat ein Klephte es auf diesem Wege zu erhalten gesucht. Der tapfere Hauptmann Andrutsos, als ihm nur zwischen den Ehrenstellen des Islam's und den Schrecken der Sclaverei und der Pest die Wahl übrig war, wählte muthig die letzteren, und mehrere andere Häuptlinge, denen man zwischen Apostasie und gewissem Tode zu wählen gestattete, zogen, wie er, das Letztere vor.

Da ich einmal von der guten Seite des Charakters der Klephten rede, darf ich nicht die Bemerkung übergehen, dass man unter ihnen eine Fähigkeit für Anhänglichkeit und Freundschaft antrifft, wie sie unter den gebildetsten Menschen nur sehr selten gefunden wird. Man hat gesehen, dass Pallikaren es vorzogen, mit ihrem Anführer zu sterben, als sich, ihn verlassend, zu retten. Noch auffallender erscheint es, dass in einem unglücklichen Kampfe, welchen zwei vereinigte Schaaren gegen die Türken bestanden hatten,

einer der Anführer sich für den andern aufopferte, ohne dazu weder durch Pflicht, noch durch das Gefühl der Ehre verbunden zu seyn, sondern bloss einer hochherzigen Begeisterung folgend, welche in gemeinsamer Gefahr ihn nur die, worin sein Kampfgenosse schwebte, erkennen liess.

Wollte man bloss nach den Gewöhnungen der Weichlichkeit, des Ueberflusses und der Sicherheit, welche gewöhnlich die Bewohner kultivirter Länder charakterisiren, urtheilen, so müsste man die Klephten mit ihren endlosen Beschwerden, umringt von so mannigfachen Gefahren, und nur von Fels und Wald umgeben, für recht sehr elend halten. Man würde sich aber sehr irren. Dieses abentheuerliche, freie, kriegerische Leben im Gebirge hatte für sie einen Reiz, welchen zu beschreiben, ihnen selbst schwer geworden seyn dürfte, der aber darum nicht minder stark auf sie wirkte. Es gab in den Hauptstädten der verschiedenen Paschalik's in Griechenland, besonders aber in Jannina, viele zahme Klephten, die unter Aufsicht der türkischen Polizei ein müssiges und ruhiges Leben führen konnten, und die Aussicht hatten, einst wieder in einem Armatolik angestellt zu werden. Allein es malte sich auf ihren Gesichtern trotz ihrer günstigen Lage ein Aus-

druck von Trauer und Kummer, der klar bezeugte, wie sehr ihnen das Leben auf der Ebene und der Friede mit den Türken zuwider war. Man sah sie häufig ihre Blicke nach den Bergen richten, von denen auf kurze Zeit herabzusteigen, man sie genöthigt hatte, und bald erfuhr man ihre Flucht, und dass sie zu ihren Gefährten zurückgekehrt seyen.

Selbst unter dem köstlichen Himmel der Ionischen Inseln, auf denen viele von ihnen den Winter in vollkommener Freiheit zuzubringen pflegten, sehnten sie sich nicht minder nach der Rückkehr zu ihren *Limèris*, und spähten mit hoffenden Blicken von den Ufern hinüber, ob die Gebirge von Epirus und Akarnanien noch nicht, von Schnee entblösst, ihr erstes Grün hervorgetrieben hätten. Mit der Rückkehr in die wilde Unabhängigkeit ihres Kriegerlebens fühlten sie sich erst wieder in ihrem rechten Element, und fingen wieder an, sich ihres Lebens zu freuen.

Man darf nicht glauben, dass die Klephten so grossen Mangel an Lebensmitteln hatten, als man aus Unbekanntschaft mit der Oertlichkeit schliessen könnte. Die Gebirge, wo ihre Horden lagerten, wurden im Sommer von nomadischen

Hirten mit zahllosen Herden, einem der vorzüglichsten Gegenstände der griechischen Wohlhabenheit, besucht, um mit dem nahenden Winter wieder in die Thäler herabzusteigen. Die Noth und ein fast gleicher Hass gegen die Türken, ihre gemeinsamen Unterdrücker, hatten schon längst Verhältnisse der Kameradschaft und Freundschaft zwischen den Hirten und den Klephten herbeigeführt. Letztere liessen die Heerden derselben durchaus ungekränkt, und jene bewahrten treulich ein unverbrüchliches Stillschweigen über das, was sie von dem Aufenthalt und von den Märschen der Klephten wussten, und verkauften denselben so viele Ziegen, Schaafe und Hämmel, als sie bedurften. Das gebratene Fleisch dieser Thiere machte fast die einzige Nahrung der Klephten aus, die sie durch eine besondere Zubereitungsart sehr schmackhaft zu machen wussten. Diese immer gleiche Kost zu würzen, diente ihnen der Wein, von dem sie gewöhnlich, und oft sehr reichlichen Vorrath in ihren *Limèris* versteckt hatten, und ihre munteren Gastereien, voll lärmender Fröhligkeit, gehoben durch die scharfe Bergluft und das Gefühl der Unabhängigkeit, und erheitert durch kriegerische Gesänge, erinnerten nicht übel an die Tafelfeste der Homerischen Helden, vor denen sie noch etwas mehr Malerisches, etwas

mehr Dichterisches voraus hatten. Bei diesen Mahlen fanden denn auch die Klephten eine natürliche Gelegenheit, um die Wette Proben jener erstaunenswürdigen Lebendigkeit der Phantasie, des Witzes und der Laune an den Tag zu legen, vermöge deren sie durch die Anlage, jeden Augenblick in geistreiche Einfälle, in beredte Aussprüche des Gemüths oder des Verstandes auszubrechen, unter den Griechen vorzüglich berühmt sind.

Es ist noch übrig, einige Worte über die Gegenden zu sagen, wo sich die Klephten hauptsächlich aufzuhalten pflegten. Diese Gegenden sind: das Gebirge von Aetolien; das, welches Thessalien von Macedonien scheidet, und das Gebirge von Agrapha. Diese letztere Benennung, eine der unbestimmtesten in der griechischen Erdbeschreibung, wird verschiedenen Bergketten beigelegt, von denen einige Akarnanien, andere dem westlichen Thessalien angehören. In dem weiten Labyrinthe von Höhen, Thälern und Wäldern, welche diese verschiedenen Bergzüge in sich fassen, findet man die meisten und die ältesten der berühmten Klephtenhäuptlinge. Indessen wird der Berg Olympos vorzüglich als der Hauptort der Tapferen, ich möchte fast sagen, als der heilige Berg der Klephten, in ihren Liedern besungen. Es wäre

jedoch möglich, dass die Art von Verehrung, womit jener Berg in den erwähnten Liedern gefeiert wird, mehr auf der Ueberlieferung seines alten Ruhms, als auf einem wirklichen Vorzuge vor den übrigen, von den wilden Klephten besungenen Bergen beruhe.

Obgleich keiner von diesen Bergen an Höhe weder den Alpen, noch selbst den Pyrenäen gleich kommt, so sind sie doch nur einen Theil des Jahrs hindurch bewohnbar. Sobald die Schneezeit heranrückte, mussten die Klephten von den Höhen herabsteigen und sich zerstreuen. Sie begannen damit, ihre Waffen und Kriegsvorräthe in getheerte Tücher einzuwickeln, und in Grotten und Felsenspalten zu verbergen, worauf alsdann jeder für sich bemüht war, sich für den Winter ein sicheres Obdach zu verschaffen. Viele verbargen sich auf der Ebene bei ihren Verwandten und Freunden, die meisten aber zogen nach den Ionischen Inseln, wo sie sich mit grösserer Leichtigkeit und Sicherheit, als in irgend einem andern Theile Griechenlands aufhalten konnten, besonders in früherer Zeit, als das Gouvernement von Venedig ihnen noch Schutz gewährte, und noch nicht sein kleinmüthiges System der Gefälligkeit gegen die Türken angenommen hatte.

Nur während der kurzen Dauer dieses Herabkommens in die Ebenen traten die Klephten auf einige Zeit in die Masse der griechischen Bevölkerung zurück, ohne sich jedoch je darin zu verlieren; sie unterschieden sich überall durch ihre pittoreske Kleidung, durch die etwas wilde Keckheit ihres Aussehens, durch eine besondere Frische ihrer Hautfarbe, welche bei vielen derselben die angeborne Schönheit ihrer Gesichtszüge noch erhöhte, besonders aber durch die Neugierde, mit der sie überall von den übrigen Griechen betrachtet wurden. Ein Hauptmann, der von sich reden gemacht, der viele Albanesinnen in Trauer versetzt hatte, erschien kaum in einer zugänglichen Stadt, oder in einem Dorfe, als er sich sofort von einer von allen Seiten herbeiströmenden Menge Neugieriger umgeben sah, die ihn sehen wollten, um sagen zu können, dass sie ihn gesehen. Es kann seyn, dass die Eindrücke, welche diese Männer auf ihre Landsleute machten, von Seiten der letzteren von einiger Furcht begleitet waren; aber offenbar waren es Gefühle der Bewunderung und des Nationalstolzes. Jeder Grieche war entzückt, in einem Manne seines Glaubens, seiner Sprache, einen Tapfern zu erblicken, vor dem bewaffnete Türken gezittert und die Flucht ergriffen hatten. Die Abbildungen einiger solcher Tapferen, schlecht

gezeichnet und gestochen, noch schlechter illuminirt, wenig oder gar nicht ähnlich, schmückten alle Hütten und die Werkstätten aller Handwerker Griechenlands. Ihre Thaten waren in Aller Munde, und je mehr dieselben sich dem Wunderbaren näherten, desto mehr war man geneigt, sie noch zu übertreiben. Ja selbst die Spiele der Kinder lieferten ein lebendes und vielleicht das ausgezeichnetste Zeugniss von allen für die Popularität der Klephten. Alle Knaben einer Gemeinde trennten sich zu Zeiten in zwei Haufen, von denen der eine eine Schaar Türken, der andere eine Schaar Klephten vorstellen sollte. Man sah letztere sich zurückziehen, um sich an einem abgelegenen, einem Berge mehr oder weniger ähnlichen Orte aufzustellen; die erstere zog ihr, sie verfolgend, nach, erreichte sie und griff sie an, und es war bemerkenswerth, dass in dem Kampfe der kleinen Klephten und der kleinen Türken, wie in jenem der Erwachsenen, immer die ersteren sich als die behendesten, klügsten und tapfersten zeigten.

Nach dieser allgemeinen, und gegen meinen Wunsch nur zu allgemeinen Uebersicht der Herkunft, der Verfassung, der Sitten und der Lebensweise der Klephten muss ich noch einen Augenblick auf die Natur, die gewöhnlichen Er-

eignisse und das Endresultat ihres Kampfes mit den Pascha's zurückkommen. Ich wünschte, im Stande zu seyn, einen bestimmteren Begriff davon mittheilen zu können, als ich es oben bei Berührung dieses Gegenstandes vermochte; besonders wünschte ich in der Angabe dessen, was die Klephten vormals waren, hervor zu heben, was sie für die Zukunft zu werden versprechen, und in demjenigen, was sie schon früher geleistet haben, die bestimmte Ursache von dem nach zu weisen, was sie seit drei Jahren für Griechenland wirklich leisten.

Als in der ersten Hälfte des verflossnen Jahrhunderts die albanesischen Pascha's in Epirus anfingen, die griechischen Armatolen zu necken und anzufeinden, in der Absicht, albanesische Landwehr an ihrer Stelle einzuführen, da waren die Abtheilungen der Armatolen noch durch ihre Vollzähligkeit stark. Ich will nicht in Abrede stellen, dass sie ihrer Stärke ungeachtet hin und wieder genöthigt wurden, sich in das Gebirge zu werfen und als irrende Klephten umher zu ziehen, meistens aber wurden sie in ihren Kantonirungen, d. h. in dem ebenen Lande, angegriffen, und vertheidigten sich, ohne des Schutzes der Berge zu bedürfen. Fast alle Ueberlieferungen, welche die berühmtesten Häuptlinge der Armatolen betreffen, zeigen uns

dieselben, wie sie mit bewaffneter Hand sich in ihren Armatolik's behaupten, oder kaum daraus verdrängt, sich mit Gewalt wieder in ihren Besitz setzen. Die Sage von Zidros, dem Häuptlinge des Armatolik's von Alassona in Thessalien, berichtet, dass er, so lange er lebte, keinem türkischen Corps erlaubt habe, in seinem Bezirke festen Fuss zu fassen. Toskas, Häuptling der Armatolen von Grevena in Macedonien, vertrieb die Albanesen des Kurd-Pascha, die sich in seinem Bezirk auf kurze Zeit festgesetzt hatten. Der Anführer Karalis verjagte aus der Umgegend des Olympos eine dort eingedrungene türkische Besatzung, und der Häuptling Wlachawas wusste sich in Khasia zu behaupten, obgleich er, jedoch nur auf kurze Zeit, bis in die gebirgigsten Theile seines Bezirks zurückgedrängt worden war.

Erst gegen das Ende des Jahrhunderts erhielten die Sachen eine andere Gestalt. Ali von Tebélen, Dervendschi-Baschi und Pascha, führte den Krieg gegen die Armatolen mit grösserer Kraft und besserem Erfolge, als seine Vorgänger. Ihm war es vorbehalten, fast alle Abtheilungen der griechischen regelmässigen Landwehr in Schaaren wilder Klephten zu verwandeln, sie bis in die Wildnisse der Berge zu verfolgen, und sie zu zwingen, in Höhlen und Schluchten eine Zuflucht zu suchen.

Man kann sich leicht vorstellen, wie überlegen an materieller Stärke die Pascha's den Klephten seyn mussten. Die türkischen Albanesen, deren man sich gegen letztere bediente, waren Soldaten von Profession, tapfer von Natur, gut bezahlt, an nichts Mangel leidend, und durch bewährte Offiziere angeführt; und es war selten, dass ihrer nicht acht bis zehn gegen einen Klephten standen. Aller dieser Vortheile ungeachtet, griffen die Albanesen nicht ohne grosse Besorgnisse eine Schaar der Klephten an. Die Tapferkeit dieser letzteren vereitelte alle Berechnungen eines gewöhnlichen Muths, und selbst, wenn die Albanesen irgendwo den Sieg davon trugen, war er keineswegs entscheidend. Die zerstreuten Klephten fanden sich bald wieder zusammen; und kehrten am nächsten Morgen furchtbarer, als zuvor, zu neuem Kampfe zurück.

Ueberzeugt, dass gegen solche Männer die Gewalt der Waffen allein nicht hinreichen könne, sie zu unterwerfen, oder auch nur im Zaume zu halten, nahmen die Pascha's häufig ihre Zuflucht zu Unterhandlungen, d. h. zur List und zur Treulosigkeit, und auch in diesem Puncte war Ali Pascha glücklicher, als alle übrigen.

War es ihm nicht gelungen, einen der Häuptlinge, den er zu unterwerfen gedachte, mit offner Gewalt zu besiegen, so versuchte er, durch Drohungen, Schmeicheleien, Aufforderungen und Versprechungen auf ihn zu wirken, und oft gelang es ihm, bald durch eines dieser Mittel, bald durch gleichzeitige Anwendung aller, den Anführer zur förmlichen Unterwerfung zu bringen.

Diese Handlung der Unterwerfung oder Huldigung (προσκύνησις) bestand von Seiten desjenigen, von welchem man sie forderte, in dem Erscheinen vor dem Pascha, der Anerkennung seiner Autorität und dem Niederlegen der Waffen. Zuweilen war die Unterwerfung kurz und einfach, gewöhnlich aber geschah sie unter bestimmten, nach den Umständen und den handelnden Personen verschiedenen, Bedingungen. Die gewöhnlichste Bedingung war, dass der zahm gewordene Klephte in ein Armatolik wieder eingeführt werden solle, um dort unter dem Befehle und im Interesse des Pascha seinen Dienst zu verrichten. Es war dieses ein Vertrag zwischen der Regirung und dem Klephten, worin dieser der ersteren Gehorsam gelobte, welche dagegen ihn wieder in sein Amt einsetzte, woraus sie ihn für eine Zeit vertrieben hatte, und dadurch halb

und halb eingestand, dass sie es mit Unrecht gethan habe.

Eine solche Beendigung der Streitigkeiten zwischen den Klephten-Anführern, und den Pascha's war nicht selten, beruhte aber in der Regel nur auf einer Täuschung. War der Häuptling, mit welchem unterhandelt wurde, ein berühmter Anführer, und zu kühnen Unternehmungen fähig, so war in der Regel Treulosigkeit die Grundlage der Handlungen von Seiten des Pascha: er lockte den Feind nur herbei, und unterhandelte mit ihm nur, um ihn desto sicherer zu verderben. Man schickte ihm Mörder auf seinen Weg, oder liess ihn umbringen, während man sich den Schein gab, ihn in sein Armatolik einführen zu wollen. Merkte der Häuptling frühe genug die Schlinge, oder gelang es ihm, sich ihr zu entziehen, so kehrte er zum Gebirge zurück; der Kampf erneuerte sich, und von neuem begannen beständige Intriguen, Verräthereien und Scharmützel.

Man kann die letzten Jahre Ali Pascha's als diejenige Epoche bezeichnen, in welcher die Einrichtung der Armatoliks am meisten gefährdet wurde, und die Klephten am erfolgreichsten bekämpft worden sind: es schien, dass die letzteren ganz

ausgerottet, und mit ihnen die letzten Spuren der Unabhängigkeit Griechenlands vertilgt werden würden. Allein niemals hat eine Verfolgung ihren Zweck vollständiger verfehlt. Die Zerstörung der Armatoliks hatte allerdings die Lage der Klephten verändert und verschlimmert, aber die Klephten selbst blieben, ja sie nahmen an Anzahl noch zu. Diejenigen, die in Gefechten umkamen, wurden sofort durch andere ersetzt, welche die Bedrückungen, die Erpressungen und die Grausamkeit Ali's zur Verzweiflung getrieben hatten. Nicht mehr für ihre Ansprüche an die Stelle eines Armatolen, sondern für ihr Leben fochten die Griechen, und da dieser Beweggrund gemeinsam für Alle war, so erleichterte dieses die Vereinigung aller der Individuen, welche sich gezwungen sahen, als Abentheurer in den Gebirgen Schutz zu suchen. Der Widerstand gegen die gemeinschaftlichen Unterdrücker wuchs und nahm immer mehr einen nationalen Charakter an. Da sie sich für immer in die wüstesten Einöden verbannt sahen, so bildeten sich die bewaffneten Schaaren dort zu einem von den Bewohnern des bebauten Landes ganz geschiedenen Volke, und auf solche Weise geschah es, dass nach und nach in der Mitte des besiegten und unterdrückten Griechenlands ein zweites bewaff-

netes und unabhängiges sich erhob, genöthigt, auf gemeinschaftliche Kosten der Unterdrücker und der unterwürfigen Landsleute sein Daseyn zu erhalten. Mit einem Worte, alle armen, unzufriedenen, tapferen Griechen hatten ein Vaterland auf den Bergen. Wahrscheinlich war dieser Zustand der Dinge demjenigen ganz ähnlich, worin sich die ersten Eroberer befanden, als sie genöthigt waren, mit den Besiegten zu unterhandeln.

Setzen wir noch hinzu, dass in dieser Lage der Dinge unter den Anführern der Klephten sich Männer befanden, bei welchen der Muth und die Unerschrockenheit nicht die einzigen Tugenden waren; Männer von angebornem Edelmuthe, die bei ihrer Neigung zu grossen Thaten zur Ausführung derselben nur eines die Richtung bezeichnenden Winks bedurften; Männer endlich, welche von Mitleid über das Elend des Vaterlandes durchdrungen, zur Selbstaufopferung für dasselbe nur bedurften, dass eine Stimme ihnen zurief: »Ihr seyd tapfer: ihr habt Waffen: der Augenblick, Griechenland zu befreien, ist gekommen! Vertreibt die Türken! es sind Elende; ihre Zeit ist vorüber!«

Ich weiss nicht, welcher Grieche es zuerst ahnete, dass die Klephten diese patriotische Sprache verstehen, wer es ahnete, was sie leisten würden, wenn sie sie verständen. Wer es aber auch gewesen seyn mag, er war der erste, der mit Grund der Hoffnung zur Befreiung Griechenlands Raum geben konnte. Uebrigens hatten aufgeklärte, vaterländisch gesinnte Griechen längst die politische Wichtigkeit der Klephten erkannt: seit fünf und zwanzig bis dreissig Jahren hat man viele Plane ersonnen, viele Versuche zur Befreiung Griechenlands gemacht; in allen diesen Planen und Versuchen aber war der vorzüglichste Grund zu der Hoffnung eines glücklichen Ausgangs die Erwartung, welche man von der Mitwirkung der Klephten-Häuptlinge hegte. Sie waren es, auf welche der unglückliche Rigas bei der Ausführung seiner patriotischen Entwürfe so sicher vertraute. Jeder Grieche, welcher nach ihm an der Befreiung des Vaterlandes arbeitete, setzte, wie er gethan, seine Hauptzuversicht in die Tapferkeit der Klephten.

Selbst Ali Pascha, er, der so viele Jahre lang die Klephten mit Gewalt und List bekriegte, schien zuweilen einzusehen, dass Alles, was er zu ihrem Untergange unternahm, eher dazu diente,

ihre Macht zu verstärken. Es schien sogar von Zeit zu Zeit, als gehe er mit dem Plane um, sich dieser muthvollen Schaaren für seine ehrgeizigen Zwecke zu bedienen. Unter denjenigen Schritten, welche man durch diese Absicht ihm eingegeben glauben kann, scheint mir die im Jahr 1805 zu Karpenisi in Aetolien Statt gehabte Zusammenberufung aller Häuptlinge der Klephten aus allen Theilen Griechenlands zum Abschlusse eines dauerhaften Friedens zu gehören. Die Zusammenkunft hatte wirklich Statt. Die Generale Ali-Pascha's fanden sich an dem Versammlungsorte an der Spitze ihrer Truppen ein, die Anführer der Klephten erschienen, jeder von seinen Pallikaren begleitet. Jussuf der Araber, ein Milchbruder Ali-Pascha's, sein Stellvertreter und einer der furchtbarsten Feinde der Klephten, war ganz erstaunt, dieselben in einer weit bedeutenderen Stärke zu erblicken, als er nach ihren ihm bekannten Verlusten erwartet hatte. Er redete daher den Anführer Athanasios, mit welchem er früher in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte, mit den Worten an: »Es sind jetzt fünf Jahre, seit ich »euch ohne Unterlass bekämpfe, — wie ist es denn, »dass eure Schaaren stärker sind, als vorher?« »Siehst du wohl, erwiederte der Häuptling, jene »fünf Jünglinge dort an der Spitze des rechten

»Flügels meiner Pallikaren? Zwei davon sind die »Brüder, zwei andere, die Vettern, und der fünfte »ist der Freund eines meiner Tapferen, den du »im Gefechte erlegt hast. Alle fünf sind herbei »geeilt, den Tod ihres Verwandten, ihres Freun»des zu rächen. Nur noch einige Jahre der Ver»folgung und der Fehde, und ganz Griechen»land ist mit uns.«

Der Vorsatz Ali-Pascha's, sich mit den Klephten auszusöhnen, kam damals nicht zu Stande. Der graue Satrap säumte nicht, den Kampf gegen dieselben mit erneuerter Wuth und verrätherischer Hinterlist zu führen, indessen nahm die Unzufriedenheit und der Unwille der Griechen immer mehr zu, und der Augenblick rückte heran, da die Vorhersagung des Anführers Athanasios in Erfüllung gehen sollte. Ali, der so lange Zeit dem Divan Trotz geboten hatte, sah sich endlich von demselben angegriffen; alle Stützen, mit denen er sich umringt zu haben glaubte, fielen plötzlich eine nach der andern dahin, und es blieb ihm kein anderes Rettungsmittel mehr übrig, als der Versuch, eben jene Griechen, deren furchtbarste Geissel er bisher gewesen war, zur Unabhängigkeit aufzurufen, sich zu ihrem Hauptanführer aufzuwerfen, und unter diesem Titel ihre Hülfe in

Anspruch zu nehmen. Er rief die Klephten vom Gebirge herab, wo er sie so lange eingeschlossen gehalten hatte, und übertrug ihnen die Herrschaft über ihre vaterländische Ebnen.

Ali unterlag; die Klephten aber stehen noch fest auf dem Posten, auf welchen seine Stimme sie herabgerufen: seit drei Jahren halten sie denselben besetzt, und haben ihn gegen die ganze Gewalt der Türken behauptet. So wurde mit einem Schlage die Wichtigkeit, die Stärke und die wahre Bedeutung der bisher in Griechenland selbst nur wenig, ausserhalb gar nicht bekannten Klephten der Welt offenbar. Der alte Krieg zwischen den Armatolen und der albanesischen Landmiliz war in einem Augenblick auf einen ganz neuen Schauplatz verlegt, und wechselte, wie durch Zauber, Charakter und Form. Alles nahm einen grösseren Maasstab an: aus den kleinen Scharmützeln in den Bergschluchten wurden Schlachten auf freiem Felde, und alle jene Häupter des griechischen Aufstandes, welche ganz Europa als Helden begrüsst hat, sind Söhne, Enkel, Vettern oder Freunde jener Tapferen, deren Ehrgeiz sich lange Zeit auf die Vertheidignng des Aufenthalts wilder Thiere — ihres Zufluchtorts —

gegen die Miethstruppen der Pascha's beschränkt hatte. Sie haben die Hälfte ihres Geburtslandes wieder in Besitz genommen, und hätten sie nur die Absicht gehabt, ihren Namen unsterblich zu machen, so hätten sie schon jetzt ihr Ziel erreicht. Aber sie kämpfen für die Wiederherstellung Griechenlands. — —

Werden sie ihr Werk vollenden? Werden sie eben so weise als unerschrocken seyn? Vereint, wie sie zum Siege sind, werden sie es auch seyn, um den Sieg zu benutzen? Wird überhaupt Griechenland durch ihre Anstrengungen, unterstüzt durch die seiner unüberwindlichen Seemänner und der ganzen Jugend von Hellas, frei werden? Jedermann wirft sich heut zu Tage diese Frage auf: die Geschichte wird sie beantworten, und man kann in diesem Augenblicke nichts weiter als die Ueberzeugung aussprechen, dass, wie gegenwärtig die Sachen stehen, das Unterliegen der Griechen einer der unerwartetsten Unglücksfälle seyn würde.

Ich schliesse hier meine Bemerkungen über die Klephten: reichen dieselben nicht hin, um diesen Theil des griechischen Volks kennen zu lernen, so hoffe ich doch, dass sie mehr als hin-

reichend seyn werden, die Art des Interesse fühlbar zu machen, das, aus dem Gesichtspuncte der Geschichte betrachtet, die Gesänge erregen müssen, welche ihre Thaten verherrlichen, und sich auf irgend eine Weise darauf beziehen.

Fünfter Abschnitt.

Unter den Nationalgesängen der Griechen sind die, deren Inhalt ein Werk der Einbildungskraft ist, die häufigsten, und im Allgemeinen zeigt sich auch in denselben die Phantasie des Volks freier, mannigfaltiger und mit grösserer Kraft. Einige sind von der erzählenden Art, und behandeln Ereignisse, ähnlich denen des gewöhnlichen Lebens; andere sind lyrisch, und der bald tiefe, bald reizende, aber stets wahre Ausdruck des innersten Gefühls. Einige behandeln einen ganz speciellen und localen Gegenstand, und wenn sie gleichwohl sich allmählig über ganz Griechenland verbreitet haben, so sind sie doch ursprünglich auf eine bestimmte Thatsache, und manche nur für eine bestimmte Klasse der Gesellschaft gedichtet worden. Hierhin gehört z. B. das Lied vom jungen Matrosen, das ursprünglich nur für die Seeleute einer kleinen Insel im Archipelagus gesungen wurde, und zwei oder drei andere, die man als wirkliche Hirtenlieder betrachten kann. Dieser ganze leben-

dige Theil der griechischen Poesie hat noch den eigenthümlichen Reiz, dass man in demselben die meisten Spuren des Volks- und Aberglaubens antrifft, der von den Alt-Griechen auf ihre Nachkommenschaft vererbt, für letztere eine noch immer fliessende Quelle poetischer Anspielungen und Ideen ist. Da die Beziehung des neuen Griechenlands auf das frühere in dieser Hinsicht nicht nur an sich sehr merkwürdig ist, sondern auch dazu dienen kann, andere noch seltnere Beziehungen aufzudecken, so will ich versuchen, diese völlig ins Licht zu stellen.

Es ist gewiss, dass die heutigen Griechen verschiedene Meinungen und mythologisch-religiöse Ueberlieferungen ihrer Vorfahren, so wie die darauf bezüglichen Gebräuche, unwillkührlich und ohne es zu wissen, beibehalten haben. Sie würden erschrecken, wenn sie ahneten, was in ihren Meinungen und Gebräuchen von dem alten Heidenthume noch zurückgeblieben ist; doch, Dank ihrer Unwissenheit, in dieser Hinsicht wird ihr Gewissen keineswegs beunruhigt. Alles, was sie von ihren Vorfahren wissen, ist, dass sie sich Hellenen nannten, und Heiden waren. In einigen Theilen Griechenlands, z. B. in Thessalien, haben diese unbestimmten Nachrichten einen Zusatz vom Wunder-

baren erhalten. Man denkt sich die alten Hellenen aus den Zeiten des Heidenthums als Riesen, deren Grösse den höchsten Pappelbäumen gleich war, und die am Boden umkommen mussten, weil sie, wenn sie gefallen, sich nicht wieder aufrichten konnten. Bei ihnen war daher auch der höchste Schwur: »Möge ich hinstürzen, wenn das nicht wahr ist!«

Wenn ich indessen hier von den Zügen des heutigen Aberglaubens der Griechen, in sofern er ein Erbtheil aus der Hinterlassenschaft Alt-Griechenlands ist, zu reden gedenke; so übergehe ich billig solche dieser Züge, welche man überall antrifft, und die auch so tief herabgesunken sind, dass selbst der edelste und früheste Ursprung ihnen keinen poetischen Anstrich zu geben vermöchte. Hierhin gehören zum Beispiel die Gewohnheit des Glückwünschens, wenn jemand niesst, die Meinung, dass gewissen Leuten die Eigenschaft beiwohne, durch den Blick schaden zu können, so wie die, dass das nächtliche eintönige Heulen eines Hundes eine baldige Leiche ankündige.

Es ist bekannt, wie berüchtigt in den alten Zeiten Thessalien wegen seiner Zauberinnen war, denen die Macht beiwohnte, durch magische Künste

den Mond vom Himmel herabzuziehen und wieder hinauf zu bannen. Auch heutzutage ist Thessalien noch voll von Frauen und wohl auch von Männern, welche fest überzeugt sind, dass es solche Zauberinnen gebe, und dass sie Macht haben, den Mond aus seinem Kreise zu ziehen, und ihn in eine Kuh zu verwandeln, mit deren Milch sie den unwiderstehlichsten Zauber zu bereiten vermögen. Ganz Griechenland glaubt an Zauberer und Hexen, und an ihre Macht, auf den gewöhnlichen Gang der Natur störend einzuwirken.

Es lag in dem System des griechischen Polytheismus, jede Erscheinung, jede Kraft des Universum's zu personificiren, und gewissen Naturgegenständen erhaltende Genien und schützende Gottheiten zuzuschreiben. Jeder Baum hatte seine Hamadryade, jeder Fluss seine besondere Gottheit, jede Quelle ihre Nereide, jeder Ort seinen eigenthümlichen Genius. Die heutigen Griechen haben die Namen dieser alten Local-Gottheiten vergessen, überall aber, wo ihre Altvordern dergleichen angenommen hatten, glauben sie einen Geist gegenwärtig, der jene vertrete, und den sie sich unter mancherlei Formen, am häufigsten unter der einer Schlange oder eines Drachen, denken. Darum ist gegenwärtig, wie vormals, kein Fluss,

keine Quelle, kein Berg, keine Höhle, kein Fels und keine Wohnung in Griechenland ohne ihren Genius, und kein Genius, der nicht mit aller seiner Macht über den Gegenstand wache, dem er zugegeben ist, und welcher unter seinen besondern Schutz gestellt zu seyn scheint.

Merkwürdig ist es, zu sehen, wie die neueren Griechen die aus der älteren Mythologie beibehaltenen Begriffe und Vorstellungen bald abgeändert, bald ganz entstellt haben, indem sie dieselben auf Erscheinungen anwendeten, welche theils mehr abgesondert, theils mehr zufällig sind, als jene, deren poetischer und religiöser Ausdruck sie ursprünglich waren. So personificiren sie z. B. die Pest auf verschiedene Weise. Einige stellen sich dieselbe unter dem Bilde einer blinden Frau vor, welche die Städte Haus für Haus durchziehend, alle diejenigen, die sie berührt, dem Tode weiht; da sie aber nur an den Wänden forttappend sich bewegen kann, so bleiben die verschont, welche, sich klüglich von ihr entfernend, in der Mitte der Gemächer verweilen. Ich wüsste nicht zu sagen, ob diese Personificirung der Pest auf einer alten Ueberlieferung beruht, oder ob sie neuerer Erfindung ist; es gibt aber noch eine andere, weit gangbarere, als diese, welcher die Erinnerung

an die alte Sage von den Parzen offenbar zum Grunde gelegt ist. Nach dieser Ansicht ist die Pest keine einzelne und einfache Persönlichkeit, sondern eine Dreizahl schrecklicher Weiber, die in Gesellschaft die Städte durchziehen, um sie ihrer Bewohner zu berauben. Von diesen drei Weibern trägt die eine eine grosse Papierrolle, die zweite eine scharfe Scheere und die dritte einen Besen. Sie betreten mit einander die Wohnungen derjenigen, die als Opfer fallen sollen; die erstere trägt die Namen dieser Opfer auf ihre Rolle, die zweite verletzt sie mit ihrer Scheere, die dritte kehrt sie hinweg. Da die Dichtung von den drei Parzen ein eben so malerisches als einfaches Sinnbild einer der allgemeinsten Erscheinungen der Natur ist; so mag es nicht sonderlich überraschen, wenn wir sehen, dass sie in der Einbildungskraft der Griechen das übrige System der ältern Mythologie, wovon sie einen Theil ausmachte, überlebt hat. Es gibt aber unter den religiösen Vorstellungen der Neu-Griechen noch andere mythologische Dichtungen, deren Bedeutung versteckter und so zu sagen, individueller ist, als jene von den Parzen, und auf welche eben deshalb die alten Ueberlieferungen weniger Einfluss hatten. Wir rechnen hierhin die Sage von den Furien, diesen furchtbaren Göttinnen, welche

als Rächerinnen menschlicher Frevel eine mit dem innigsten Schrecken verbundene Ehrfurcht einflößten, einen Schrecken, den man zum eigenen Heil vor ihnen selbst zu verbergen suchen musste. Aus dieser Ursache und aus einer Art von frommer Schmeichelei, rief man sie nur unter dem Namen der Eumeniden, d. i. der Wohlthätigen, Gnädigen an. Ohne Zweifel ist etwas von dieser Ansicht in das Bild übergegangen, unter welchem die heutigen Griechinnen sich die Blattern vorstellen. Sie denken sich diese Krankheit unter der Gestalt einer schrecklichen Kinderfeindin, und um sich dieselbe gewogen zu machen, flehen sie zu ihr unter dem der Benennung Eumeniden entsprechenden Namen *Synchoremeni* (Συγχωρεμένη), der *Verschonenden*, der *Versöhnlichen*. Die Art von abergläubischem Schrecken, die zu solchem Euphemismus Anlass gegeben hat, ist den dortigen Volksbegriffen so angemessen, dass man im ganzen Lande die Blatternkrankheit fast allgemein *Eulogia*, d. i. die Wohlbenannte, nennt, als ob man sagen wollte, die Krankheit, die mit Verehrung zu nennen, wir übereingekommen sind.

Unter den Gegenständen des Aberglaubens der heutigen Griechen findet man nicht selten, dass mehrere poetische Wesen, mehrere Dichtungen, ein-

ander nahe gebracht, ja wohl gar mit einander vermischt worden sind, die in der älteren Mythologie deutlich geschieden waren. Ein reisender Engländer führt zum Beweise dieser Behauptung folgende Sage an, welche unter den Bewohnern des Penta-Daktylon, eines Theils der Bergkette des Taygetos auf Morea heimisch seyn soll. »Drei »Jungfrauen von der entzückendsten Schönheit, »aber mit Ziegenbeinen und Ziegenfüssen, tanzen »unaufhörlich im Kreise auf dem Gipfel des Ber»ges Scardamyla. Kein Mensch naht ihnen un»gestraft, und wenn, sey es aus Unwissenheit oder »aus Muthwillen, jemand den geheiligten Boden be»rührt, so retten ihn keineswegs die Umarmungen »der Schönen, welche er zu erwiedern gezwungen »wird, von seinem Unstern. Er wird von der »Höhe der Felsen hinabgestürzt, und elendiglich »zerrissen«. Der Reisende, von welchem wir diese Worte entlehnen, sieht, wie uns däucht, mit Recht in diesen Jungfrauen, die von den Magnioten Nereiden genannt werden, eine verworrene Erinnerung an die Oreaden, die Grazien und die Satyren der alten Mythologie.

Von allen Bildern der Letzteren, welche auf die neueren Zeiten herab sich erhalten haben, und noch heute in den Sagen der Neugriechen fort-

leben', ist die am meisten verbreitete, und die fruchtbarste für die Poesie, jene von dem alten Fährmann des Flusses der Vergessenheit, vom Charon. Ganz im Gegentheil von demjenigen, was in vielen andern Fällen Statt hatte, ist indessen hier nur der Name erhalten worden, und die übrigen Attribute haben sich geändert. Die neueren Griechen bilden sich den Tod als einen ernsten, unerbittlichen und mürrischen Greis, den sie Charon nennen, und welchem sie das Amt geben, dass er die Seelen aus dieser Welt in jene geleite. Man sieht also, dass sie das Amt und die Idee des Hermes unter dem Namen Charon's beibehalten haben. Sie denken sich jenen mürrischen Alten auch als den eigentlichen Todes-Gott, und legen ihm, als solchem, das Vermögen bei, sich in einen Vogel, oder in jedes andere Thier zu verwandeln, in dessen Gestalt er am leichtesten diejenigen überfallen könne, die nicht genug an ihn denken.

Ich könnte die Aufzählung dieser abergläubischen Begriffe, die von den Urvätern auf die späten Enkel gekommen sind, noch weiter fortsetzen; ich glaube aber, dass ich deren genug und hinreichend auffallende angeführt habe, um zu zeigen, dass in dieser Hinsicht die Beziehungen zwischen

vormals und jetzt häufiger und inniger sind, als man bei dem ersten Blick zu vermuthen sich geneigt findet. Man wird übrigens nicht unbemerkt gelassen haben, dass die Einbildungskraft der heutigen Griechen nicht ganz leidend und sklavisch verfuhr, indem sie diese alten heidnischen Glaubenslehren aufbewahrte; vielmehr muss man erkennen, dass diese ihren alten Sagen ein frisches Leben dadurch einhauchten, dass sie dieselben so umgestalteten, wie sie der Einfluss der heutigen Religion und der heutigen Sitten erforderte. So haben sie der Idee von den Schutzgeistern der Quellen, der Bäume und Pflanzen noch eine gewisse erhaltende Ehrfurcht für die vorzüglichsten dieser Bäume, wie die Olive, die Pomeranze, hinzugefügt. Mit der Rolle des Charon, des einfachen Führers der Verstorbenen in die Unterwelt, haben sie den Begriff eines Vollziehers des höchsten Willens der Vorsehung verbunden, welche, immer aufmerksam auch auf die unbedeutendsten der menschlichen Handlungen, stets bereit ist, die Vergehungen des Stolzes und das allzugrosse Vertrauen auf die schwachen hinfälligen Kräfte des Menschen zu bestrafen. Die Anwendung der Vorstellung von den drei Parzen auf den Begriff der Pestkrankheit ist der lebendigste, schärfste Ausdruck des Schreckens, welchen

sie vor diesem mit den Türken und dem Islamismus in ihr Vaterland eingedrungenen Scheusal mit allem Recht empfinden. Endlich war es ein tiefes und rührendes Gefühl der Mutterliebe, welches an die Stelle der schreckenden Rachegöttinnen die Geissel der Kinder, die Blatternkrankheit setzte. Wenn man diese charakteristischen Züge der Einbildungskraft und der Gemüthlichkeit der heutigen Griechen zu so vielen andern hinzufügt, so muss man gestehen, dass in ihnen noch etwas von dem Leben und dem Geiste ihrer Altvordern zurückgeblieben ist.

Nachdem ich versucht habe, die Grundlage der Sitten, Gebräuche, Begebenheiten und Gesinnungen, welche den Inhalt der griechischen Volksgesänge ausmachen, ins Licht zu setzen, gehe ich nunmehr zu einigen Einzelnheiten in Bezug auf die Verfasser jener Gesänge und auf die vorzüglichsten Wirkungen des durch Vereinigung derselben gebildeten Systems der Poesie über.

Achter Abschnitt.

Es ist eine Eigenthümlichkeit aller wahrhaft volksthümlichen Dichterwerke, dass ihre Verfasser gewöhnlich unbekannt bleiben, indem diese nicht nur fast nie sich selbst nennen, sondern oft wohl absichtlich einen falschen Namen annehmen, hinter dem sie sich verbergen. Durch diese Verschweigung oder Verbergung ihres Namens geben sie hinreichend zu erkennen, dass das, was sie begeisterte, nicht Eitelkeit war; ja sie haben, wie es scheint, dadurch anzeigen wollen, dass das Vergnügen, welches die Hervorbringungen ihrer Kunst gewähren, mehr noch von dem Vermögen, sie lebhaft aufzunehmen, und sich durch sie rühren zu lassen, als von jenem der Hervorbringung selbst abhange. So ist es denn auch mit den Volksgesängen der Griechen der Fall, und ich zweifle, ob man einen bekannten Verfasser von irgend einem der fraglichen Lieder wird nachweisen können.

Wenn man vielleicht einige Ausnahmen zugibt, die alsdann die allgemeine Regel nur be-

stätigen würden, so verdanken alle Nationalgesänge der Griechen ihr Entstehen dem freien, regellosen, und von aller Kunst unabhängigen, natürlichen Dichtertalente. Manche dieser Gesänge, deren Inhalt irgend ein Zug des Genies, wie der Blitz einer schöpferischen Einbildungskraft ist, und in denen Ausführung und Ausschmückung mit diesem Inhalt übereinstimmen, können, wie man will, als das Werk eines Hirten oder Landbebauers, eines Handwerkers, eines alten Weibes, oder eines jungen Mädchens angesehen werden; und das einzige, was man über den Verfasser eines auf gerathewohl aus den schönsten oder mittelmässigsten ausgewählten Liedes beinahe mit Gewissheit annehmen kann, ist, dass dieser Verfasser weder lesen noch schreiben konnte, dass er theoretisch nicht wusste, was ein Vers oder Gedicht sey, und dass er bei der Abfassung seines Liedes nur einem Bedürfnisse seiner Phantasie, einer Empfindung seines Herzens folgte, und auf keine Weise daran dachte, seine Dichtergabe zur Schau zu stellen.

Die Gesänge der Städter unterscheiden sich leicht von denen der Land- und der Bergbewohner, so wie diese von jenen, welche im Archipelagus gesungen werden. Alle aber ohne Unterschied sind die ungezwungenen Ausflüsse des Volksgeistes; alle

sind gleichmässig durch den Wunsch eingegeben, nicht einer gebildeten Minorität, sondern der gesammten Masse der Nation zu gefallen. Anlage zu der Dichtkunst und Lust an derselben findet sich überall, und es würde nicht leicht seyn, bestimmt zu sagen, wo sie am überwiegendsten vorhanden sind. Es gibt Städte, wo diese Anlagen vorzugsweise das Erbtheil einzelner Handwerksgilden zu seyn scheinen. Zu Jannina, zum Beispiel, sind die Gerber die Verfasser der meisten Lieder, welche sich von dort alle Jahre in Epirus und weiter hin verbreiten. Auf dem Lande dürfte man vielleicht die meisten Dichter unter den Hirten antreffen. Man kann, wie ich glaube, Matrosen als die Verfasser einiger der Gesänge betrachten, welche ursprünglich zum Singen auf der Fahrt für die Schiffsmannschaft bestimmt waren. Endlich findet man in ganz Griechenland Frauen, welche nicht bloss Klagelieder, sondern auch Gesänge, und zwar oft sehr schöne Gesänge, über jeden beliebigen Gegenstand, doch vorzugsweise leidenschaftlichen Inhalts dichten.

Die klephtischen Gesänge kann man ausschliesslich einer besonderen Klasse von Dichtern zuschreiben, und in Hinsicht ihrer sind, was ihre Entstehung und Verbreitung betrifft, für die Ge-

schichte der griechischen Volkspoesie sehr erfreuliche Notizen vorhanden. Es ist an sich schon wahrscheinlich genug, und wird auch von unterrichteten Griechen versichert, dass einige der fraglichen Gesänge von wirklichen Klephten herrühren, welche als Hauptpersonen oder Zeugen an der besungenen Begebenheit Theil nahmen; die meisten aber werden für das Werk wandernder Bettler angesehen, welche, durch ganz Griechenland verbreitet, den alten Rhapsoden auffallend gleichen.

Man muss wissen, dass es in Griechenland gar keine eigentlichen Bettler gibt; ein arbeitsfähiger Mann sucht dort nie von Almosen zu leben, er müsste denn blind seyn, und auch dann ist die Ausnahme nur scheinbar: denn die Blinden treiben dort ein Gewerbe, das sie nicht nur angenehm, sondern bei dem Charakter, der Einbildungskraft, und dem jetzigen Zustande des griechischen Volks durchaus unentbehrlich macht; es ist das Gewerbe der Bänkelsänger, welches in Bezug auf die Poesie bemerkenswerthe Seiten hat, die ich darum aufzeigen will.

Die Blinden pflegen, sowohl auf dem Festlande, als auf den Inseln Griechenlands, so viele

Gesänge, als sie aus den verschiedensten Epochen und von dem verschiedensten Inhalte auftreiben können, auswendig zu lernen. Einige machen sich endlich eine unglaubliche Menge zu eigen, aber keiner ist, der ihrer nicht viele wüsste. Mit diesem Schatze in dem Gedächtnisse sind sie beständig auf der Wanderung, durchziehen Griechenland nach allen Richtungen von der letzten Spitze Morea's bis Konstantinopel, und von den Küsten des ägäischen Meeres bis zu jenen des Ionischen. Sie wandern von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und singen der schnell um sie zusammenströmenden Menge aus dem Vorrathe ihrer Lieder solche, welche ihnen der Oertlichkeit oder den Umständen am meisten angemessen scheinen, wogegen sie von den Zuhörern eine kleine Gabe empfangen, die ihr ganzes Einkommen ausmacht. Man trifft diese blinden Sänger häufiger auf dem Lande, als in Städten, und in den letzteren findet man sie gewöhnlicher bei den Eingängen an den Thoren und in den Vorstädten, als auf den Plätzen oder in den Strassen der inneren Stadt. Es scheint, dass sie vorzüglich, und überall, sich an den am wenigsten gebildeten Theil der Bevölkerung wenden, der aber dafür auch der neugierigste ist, am meisten fremde Eindrücke liebt, und in der Wahl des Dargebotenen leicht zu befriedigen ist.

Nur die Türken horchen nicht ihrem Gesange, zum Theil aus verachtender Abneigung, die meisten aber, weil sie kein Griechisch verstehen. Bei zahlreichen Volksversammlungen, bei den Kirchweihfesten, die unter dem Namen Panegyris bekannt sind, finden sich die wandernden Sänger stets häufig ein, und man kann gewiss seyn, dort ihrer viele anzutreffen.

Sie begleiten ihren Gesang mit einem Saiteninstrumente, das mittelst eines Bogens gespielt wird, und genau der antiken Lyra gleicht, von der es den Namen, wie die Form, beibehalten hat. Eine vollständige Lyra muss fünf Saiten haben; man findet sie aber oftmals nur mit zwei oder drei Saiten bespannt, deren Ton alsdann, wie man sich denken kann, wenig Harmonisches hat. Die blinden Sänger gehen meistens einzeln umher, und jeder singt für sich, ohne sich an den andern zu stören; zuweilen vereinigen sie sich aber auch zu zwei und drei, um gemeinschaftlich dieselben Gesänge vorzutragen.

Will man die Bedeutung dieser neueren Rhapsoden in Bezug auf die Geschichte der Poesie richtig schätzen, so muss man sie in zwei Klassen theilen, wovon die erste, zahlreichere, aus denje-

nigen Sängern besteht, welche von Anderen verfertigte Lieder sammeln, und auswendig lernen, die zweite aber die in ihrem Stande ausgezeichnetsten angesehensten Sänger begreift, welche neben dem Geschäfte der Wiederholung und der Verbreitung fremder Gesänge auch noch das Talent der Hervorbringung eigener Dichtungen besitzen.

Diejenigen unter den Mitgliedern dieser zweiten Klasse, welchen die Natur ein fruchtbares Genie gewährt hat, würden, wenn sie es vermöchten, sich schwerlich eine glücklichere Dichter-Erziehung geben können, als diejenige ist, die sie der Nothwendigkeit und den Gewohnheiten ihrer Lebensweise verdanken. Da sie immer auf Strassen und Wegen dem nachspüren, was ihre Einbildungskraft erregen, ihre Neugier befriedigen kann, so entgeht ihnen in Städten, in Dörfern und überhaupt auf dem Lande, nichts, was für ihre Kunst brauchbar seyn kann. Sie behalten Alles, und besingen Alles, und durch diese Gesänge wird der Ruf der Ereignisse und der Abentheuer, so wie der damit in Bezug stehenden Personen allgemach über ganz Griechenland verbreitet. Diese blinden Rhapsoden sind auf solche Weise nicht nur die Zeitungsschreiber und die Historiker, sondern auch die Dichter des Volks,

und hierdurch den Rhapsoden des alten Griechenlands vollkommen gleich.

Jeder Stoff, wenn er nur Volksgemäss ist, ist ihnen recht für ihre Gesänge, doch gibt es Gegenstände, welche ihnen besonders lieb sind, und daher vorzugsweise von ihnen besungen werden, nemlich die Heldenthaten und sonstigen Abentheuer der Klephten, also dasjenige, was in Griechenland den Nationalgeist am stärksten anspricht, und weshalb man sie wohl die Volksgeschichtschreiber nennen dürfte.

Die heutigen und die alten Rhapsoden kommen auch noch darin mit einander überein, dass erstere zugleich Dichter und Tonkünstler sind, wie es die andern waren. Jeder Blinde, der einen Gesang dichtet, erfindet gleichzeitig auch die Sangsweise. Versemachen ist ihm immer nur die Hälfte der Dichterpflicht; diesen Versen aber ihre Tonweise, beizufügen, ist die Vollendung, welche der Absicht und dem Zwecke der Dichtung zur Seite stehen muss. Man dichtet zwar auch neue Lieder auf bekannte Melodien; es ist dieses aber nicht gewöhnlich, und in der Regel wird jedes neue Lied auch mit einer dazu eigens erfundenen Weise in Umlauf gesetzt.

Zuweilen finden sich unter den blinden Rhapsoden einige, welche mit dem Talente des Improvisirens begabt sind. Man hat mir vorzüglich Einen genannt, der gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts in der kleinen Stadt Ampelakia in Thessalien in der Nachbarschaft des Bergs Ossa gelebt haben soll. Er nannte sich Gavojannis, oder der blinde Johann, erreichte ein sehr hohes Alter, und hatte sich in den benachbarten Bezirken einen grossen Ruf erworben, theils durch die Leichtigkeit, mit welcher er die ihm vorgelegten historischen Aufgaben in schönen Versen besang, theils durch die unglaubliche Menge von Begebenheiten aus der Geschichte der Klephten, die er in seinem Gedächtnisse aufgehäuft hatte. Da er im Vergleich mit seinen wandernden und bettelnden Gewerbsgenossen ein reicher Mann geworden war, gab er das wahrscheinlich seltene Beispiel eines ansässigen Rhapsoden. Man pflegte ihn häufig zu besuchen, bald bloss in der Absicht, sich an seinen alten Liedern zu ergötzen, bald, um ihn zur Verfertigung neuer aufzufordern. Die Albanesen im Dienste des Pascha mochten wohl unter den Rhapsoden der Klephten nicht leicht einen Lobpreiser ihrer Thaten antreffen. Da sie indessen in ihrer prahlerischen Laune doch besungen seyn wollten, so mussten sie sich an jenen alten Gavojannis

wenden, um von ihm gegen eine stattliche Bezahlung Lieder zu ihrem Lobe zu erhalten.

Ich habe eben bemerkt, dass die wandernden Rhapsoden des heutigen Griechenlands fleissig die Panegyris zu besuchen pflegen, und es verdient dieser für die Geschichte der griechischen Volkspoesie sehr interessante Punct einer besonderen Erwähnung.

Jeder griechische Ort feiert alljährlich mit dem möglichst grössten Pompe das Fest des Heiligen, den er sich zu seinem Patron gewählt hat. Alle benachbarten Ortschaften finden sich bei diesen Festen ein; das Volk sammelt sich dort gleichsam massenweise, und gerade dieser Verein der verschiedenen Ortschaften auf demselben Platze und zu demselben Zwecke ist es, was man mit der Benennung Panegyri bezeichnet. Zwar führen auch andere Zusammenkünfte diesen Namen; da aber in Beziehung auf die Poesie das, was von der einen zu sagen ist, auch mehr oder weniger auf die andere seine Anwendung findet, so brauche ich mich dieserhalb nicht in allzugenaue Unterscheidungen einzulassen.

Am Vorabende einer Panegyri begibt jede der Gemeinden, welche daran Theil zu nehmen wün-

schen, sich im muntersten Aufzuge an den bestimmten Ort, die Musikanten voran; gleich nach der Ankunft wird in freier Luft ein kleines Lager schleunig, jedes etwas von denen der andern Gemeinden entfernt, aufgeschlagen; und diese Lager bestehen aus einem malerischen Gedränge von Tuchzelten und Laubhütten.

Am andern Tage, d. i. am Morgen des Festes, begeben sich alle zur Kirche des Heiligen, zu dessen Ehre die Panegyri gehalten wird, worauf jede Familie ihr Festmahl ordnet. Von allen Seiten sieht man Hämmel am Spiess, Lämmer auf dem Rost und andere Vorbereitungen zu ländlichen Leckergerichten. Nach dem Mittagsmahl beginnen Spiele und Tänze, welche bis zum Abendessen dauern, worauf dann von Neuem Ergötzlichkeiten, Besuche, Spaziergänge u. s. w. folgen.

Jede Gemeinde hält ihre Tänze und Spiele für sich, so, dass es das Ansehen hat, als ob auf einer Panegyri es so viele Feste, als theilnehmende Gemeinden gebe. Von allen Seiten erschallt Gesang und Gelächter, überall ertönt der Klang der Leier oder der Sackpfeife, und das Auge fühlt sich angenehm getroffen durch den Contrast, welchen die bescheidne und zurückhaltende Freude

der jungen Mädchen, die ausgelassene Lustigkeit der Jünglinge und die ruhige Fröhlichkeit des reifern Alters unter einander darbieten.

Man hat auf einen Augenblick vergessen, dass es Türken gibt, und dass sie die Herren sind.

Die Dichtkunst bildet einen der ausgezeichnetsten und lebendigsten Theile der Vergnügungen solcher Zusammenkünfte. Hier sind die Homere des Tags gewiss, einen bedeutenden Kreis von Zuhörern um sich zu versammeln, bereit, sich willig von jedem Eindruck der Bewunderung, der Zärtlichkeit, oder des Mitleids hinreissen zu lassen, welchen der Dichter zu erregen wünschen mag. Vorzüglich muss man diese Zusammenkünfte für ein schnelles und sicheres Mittel erkennen, den neuesten Gesängen eine rasche Verbreitung zu geben. Ein dort zuerst vorgetragenes Lied wird schon am folgenden Tage in acht bis zehn Gemeinden gesungen, und bei der Häufigkeit solcher Feste werden die Lieder mit bewundernswürdiger Schnelligkeit durch das ganze Land bekannt, was ihre Wirkung ungemein befördert. Es ist in der That leicht einzusehen, dass Gesänge, welche man mitten in einem grossen Zusammenlauf von Menschen unter freiem Himmel, während der Fröh-

lichkeit eines Festes, das sie mit schmücken helfen, in Augenblicken der Begeisterung, wo die Lust des Lebens auch die gemeinsten Eindrücke verschönt, singen hört, und im Gedächtnisse behält, in der Erinnerung an diese begleitenden Gefühle eine tiefere Wirksamkeit erlangen müssen.

Was ich hier von dem Antheil erwähnt habe, welcher dem Volksgesang bei den Ergötzungen der Panegyris eingeräumt wird, bedarf einer näheren Entwicklung, welche später ihren Platz finden wird; ich muss indessen schon hier auf den Gegenstand derselben hindeuten, um die Folge unserer Untersuchung nicht zu unterbrechen.

Unter den Gesängen, von welchen hier die Rede ist, gibt es einige, welche ausschliesslich dazu bestimmt sind, unter mehr oder weniger geschickter Begleitung mit der Lyra gesungen zu werden; andere sind zum Absingen während des Tanzes bestimmt und können ganz gut Tanzlieder, oder Balladen genannt werden, in dem ursprünglichen Sinn, den dieses Wort in der älteren Poesie der Provençalen gehabt, aber längst verloren hat. Das einzige, was ich hier über diese griechischen Balladen sagen will, ist, dass sie un-

ter den Griechen eine sehr fruchtbare Dichtungsart ausmachen, in welcher Gesang und Tanz untrennbar vereint sind, und wobei man den letzteren als eine Art von mimischer Begleitung des ersteren betrachten muss.

Neunter Abschnitt.

Diese ganze neugriechische Poesie nun, von welcher ich in dem vorliegenden Aufsatze einen Begriff zu geben versuche, — ist sie neu, alt, oder antik? Sollte sie nicht eher entstanden seyn, als etwa um jene Zeit, der die ältesten der vorhandenen Gesänge angehören? Muss man ihren Ursprung innerhalb der Gränzen des Mittelalters suchen? oder gar sie als eine mehr oder weniger ausgeartete Ueberlieferung, als eine Fortsetzung, oder als ein Ueberbleibsel der ältesten griechischen Poesie betrachten? Ich schmeichle mir nicht, eine bestimmte und befriedigende Antwort auf diese Fragen geben zu können; es gibt jedoch merkwürdige Thatsachen, die darüber Andeutungen zu enthalten scheinen, und darum halte ich es nicht für überflüssig, derselben mit wenigen Worten zu erwähnen.

Unter den Stücken gegenwärtiger Sammlung, deren Entstehung man mit einiger Gewissheit ange-

ben kann, ist die älteste Dichtung nicht weniger als zweihundert und dreissig Jahre alt, aber auch nicht älter; sie scheint demnach dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts anzugehören. Dieses Stück aber hat sich diese ganze Zeit über schriftlich erhalten, und man kann daher, wie mir scheint, nicht füglich von seinem Alter auf das der übrigen schliessen, die nur durch mündliche Ueberlieferung auf uns gekommen sind. Von diesen letzteren hat das älteste, dessen Entstehung mit einiger Wahrscheinlichkeit nachgewiesen werden kann, ein Alter von höchstens einhundert fünf und zwanzig bis einhundert und dreissig Jahren. Einige kann man für älter halten, und ihren Ursprung ungefähr, wie den des geschriebenen, an das Ende des sechzehnten, oder, um einen angemessneren Zeitpunct anzunehmen, in den Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts setzen; ich glaube aber nicht, dass man mit Wahrscheinlichkeit höher hinauf gehen dürfe.

Wenn nun aber auch unter den Gesängen dieser Sammlung, und wahrscheinlich unter allen vorhandenen griechischen Volksliedern, sich nicht ein einziges findet, das über das Jahr 1600 zurückreichte, folgt denn daraus, dass die Griechen erst um diese Zeit angefangen haben, Volkslieder zu

dichten? Eine solche Folgerung wäre doch gar zu einseitig! Wie wollte man es begreiflich machen, dass die Griechen ihr Talent zur Dichtkunst nicht früher gefühlt, nicht früher eine Gelegenheit oder das Bedürfniss, davon Gebrauch zu machen, gefunden haben sollten, als bis sie zweihundert Jahre in der Schule der Türken und unter ihrer Zuchtruthe gelebt hätten? Es ist überflüssig, den Unverstand einer Hypothese darzuthun, gegen welche Thatsachen sprechen.

Ich habe schon zu Anfang dieses Aufsatzes mehrere Romane in neugriechischer Sprache angeführt, die zwischen 1300 und 1600 geschrieben worden sind. In diesen Romanen kommen hin und wieder Lieder vor, die mit dem übrigen Inhalte nicht nothwendig zusammenhängen und durch Ueberschrift, Gegenstand und Form andeuten, dass sie Nachbildungen ähnlicher Lieder sind, die damals unter dem Volke beliebt seyn mochten. So enthält der Roman Bertram unter der Ueberschrift: Klagelied, den Todten-Gesang der Chrysiza bei der Leiche ihres verstorbenen Gatten: der Roman Lybistros enthält unter der ausdrücklichen Benennung »Lieder« (τραγούδια) mehrere kleine erotische Stücke, auf welche dieser Name genau passt, und welche deutlich zeigen, dass zu jener Zeit

wenigstens in den Städten und auf den Inseln ähnliche Gesänge gewöhnlich waren. Durch das Alter dieser Romane wird also die Existenz neugriechischer Gesänge wenigstens um zwei Jahrhunderte höher hinaufgerückt.

Ein anderer, noch entscheidenderer und bestimmterer Beweis, als der vorstehende, nöthigt uns, den Ursprung dieser Gesänge noch um drei Jahrhunderte, nämlich bis ins Eilfte, zurückzusetzen. Es ist das Zeugniss der Anna Comnena, welche in der von ihr verfassten Lebensbeschreibung des Kaisers Alexis, ihres Vaters, bei drei verschiedenen Gelegenheiten Anlass nimmt, zu bemerken, dass die Bewohner Constantinopels gewohnt seyen, durch Lieder, in der Volkssprache gedichtet, alle Ereignisse, an welchen sie Theil nähmen, zu feiern. Sie führt sogar aus zwei solchen Liedern Stellen an, woraus, obgleich dieselben verdorben sind, deutlich erhellt, dass der Dialekt von Constantinopel bereits um das Jahr 1080 von der griechischen gelehrten Sprache getrennt, und mit dem heutigen Griechischen übereinstimmend war.

Ich kenne kein bestimmtes Zeugniss, aus welchem sich geschichtlich nachweisen liesse, dass

die Griechen schon vor dem eilften Jahrhundert Volksgesänge hatten; indessen lässt es sich durch andere Umstände, wenn gleich nur auf eine mittelbare Weise, zur Genüge darthun. Einiges lässt sich zu diesem Zwecke schon aus der Benennung herleiten, welche die Griechen ihren Gesängen geben. Sie nennen dieselben *tragudia* (τραγούδια) und in der einfachen Zahl *tragudi* (τραγοῦδι). Dieses Wort kommt im Altgriechischen nicht vor, und es gibt kein Beispiel, dass das Wort Tragödie (τραγῳδία), von welchem jenes abgeleitet ist, jemals als gleichbedeutend mit demjenigen gebraucht worden wäre, wodurch in der Schriftsprache ein Lied, ein kleines, versificirtes Gesangstück (ᾄσμα, ᾠδή) bezeichnet wird. Das Wort Tragödie bezeichnet in den klassischen Schriftstellern der Griechen überall nichts anderes, als eine solche Vereinigung lyrischer und dramatischer Poesie, welche auch bei uns unter dem Namen Tragödie bekannt ist. Um welche Zeit aber ist dieses Wort *tragudi* als Bezeichnung des allgemeinen Begriffs eines Sangstücks in der griechischen Sprache üblich geworden? Es konnte dieses offenbar nicht eher Statt finden, als in einem Zeitpuncte, wo alle Ueberlieferung, alle Erinnerung an die alte griechische Tragödie im Volk erloschen war, und wo das fragliche Wort mit jenem, welches die

Tragödie eigenthümlich bezeichnete, kein Missverständniss mehr veranlassen konnte. Man kann diesen Zeitpunct nicht leicht mit Bestimmtheit angeben, doch lässt sich nachweisen, dass vom achten Jahrhundert an das Wort *tragudi* und seine Ableitungen zur Bezeichnung des Lieds im Gebrauch waren, und dass das Wort *tragudo* Singen bedeutete.

Ich würde diesen Umstand und die daraus herzuleitenden Folgerungen zur Feststellung des Beweises, dass die Griechen seit dem achten Jahrhundert bereits Volksgesänge hatten, noch näher erörtern, hätte ich nicht andere Gründe und Vergleichungspuncte im Auge, welche darthun, dass sie dergleichen noch weit früher gehabt haben müssen.

Ich bin für mich überzeugt, und möchte diese Ueberzeugung gern durch triftige Gründe belegen, dass die Volkspoesie der Neugriechen weder zu unserer Zeit, noch zur Zeit des Mittelalters entstanden ist, dass es durchaus unmöglich ist, einen bestimmten Anfangspunct für dieselbe anzugeben, dass sie endlich nichts anderes ist, noch seyn kann, als die Folge, die Fortsetzung, die langsame und stufenweise Umbildung der Volkspoesie des alten Griechenlands. Ich will ver-

suchen, durch einige flüchtige Züge die Gründe und Beweise für diese meine Ueberzeugung darzulegen.

Ich werde mich nicht in die eben so subtile als schwierige Untersuchung der Frage einlassen, in wiefern und in welchem Sinne die klassische Poesie der Griechen, wie sie in den übriggebliebenen Denkmalen uns erhalten ist, als Volkspoesie bezeichnet werden könne, sondern beschränke diese Benennung hier nur auf denjenigen Theil jener Poesie, auf welchen sie vorzüglich anwendbar ist, nemlich auf die für das Volk, im Sinne desselben, und nach seinem Geschmack gedichteten Lieder. Hätten wir auch keine auf Thatsachen gegründeten Beweise, dass die Griechen solche Gedichte besassen, so müssten wir nach dem, was wir von dem Charakter, dem häuslichen Leben und den Sitten dieses Volks wissen, das Daseyn derselben vermuthen; — die Natur des menschlichen Geistes bringt ja solche Gesänge unter allen Völkern hervor.

Offenbar muss man unter der Gattung der Volksgesänge alle jene Lieder begreifen, welche ausdrücklich gedichtet wurden, um bei den verschiedenen Beschäftigungen des Lebens zur Er-

leichterung und zum Verscheuchen der Langenweile gesungen zu werden. Athenäus redet davon nach früheren Schriftstellern, und obgleich er nur flüchtig darüber weggeht, so führt er derselben doch eine bedeutende Zahl an, indem er ihre unterscheidenden Benennungen mittheilt. Aus seinen, freilich nur kurzen Andeutungen lässt sich soviel entnehmen, dass die fraglichen Lieder sehr manchfach waren, und mehrere besondere Classen bildeten. Einzelne derselben bezogen sich auf bestimmte Gewerbe: man hatte Lieder für Müller, *Epimylios* genannt; für Weber, *Elinos;* Lieder für die Schnitter, *Lytierses;* für die Hirten, *Boukoliasmos*, für die Ammen, *Katabaukalisis*, und viele andere, welche aufzuzählen, überflüssig seyn würde. Das aber muss bemerkt werden, dass die hier aufgeführten Namen bestimmte Arten poetischer Darstellung bezeichnen, keineswegs einzelne, für sich in ihrer Art als die vorzüglichsten anerkannte Dichterwerke. Man hatte auch noch für andere Gewohnheiten und Gebräuche des häuslichen, oder des geselligen Lebens bestimmte Gesänge, so zum Beispiel den *Olophyrmos* für Leichenbegängnisse; den *Hymenaios* für Hochzeiten, den *Ialemos*, welcher bei Nationalunfällen gesungen wurde. Andere Lieder besangen tragische, oder sonst merkwürdige Ereignisse, deren Andenken im ganzen Vol-

ke lebte, und zu öffentlichen Festen, an den Orten, wo sie sich zugetragen hatten, die Veranlassung geworden waren.

Unabhängig von diesen verschiedenen Arten des Lieds, gab es wieder andre, welche bei Volksvereinen zu Tänzen gesungen wurden und in den letzteren gleichsam eine mimische Begleitung fanden. Athenäus führt eine Art derselben unter dem Namen *Anthema:* das *Blumenlied*, an, und bemerkt, dass es beim Volke sehr beliebt sey. Der Anfang eines solchen Lieds zeigt durch die Einfachheit, die Lebendigkeit und die Naivetät seiner Weise, dass es nur zu den Volksliedern gezählt werden könne.

Wo sind die Rosen? Wo sind die Veilchen?
Wo ist denn mein schöner Eppich?
Wo sind sie, die Rosen? wo sind sie, die Veilchen?
Wo ist doch der schöne Eppich? *).

Aehnliche Bruchstücke von Volksliedern liessen sich bei anderen Compilatoren des alten Grie-

*) Ποῦ μοι τὰ ῥόδα; ποῦ μοι τὰ ἴα;
ποῦ μοι τὰ καλὰ σελίνα;
Ποῦ μοι ταδὲ τὰ ῥόδα; ταδὲ τὰ ἴα;
ταδὲ τὰ καλὰ σελίνα;

chenlands noch mehrere auffinden, ich will aber hier diesem Gegenstande nicht weiter nachforschen, da ich glaube, aus der Masse der altgriechischen Poesie einzelne, aber vollständige Gedichte nachweisen zu können, an denen Alles, Stoff und Behandlung, volksmässig ist, und welche die Beziehungen, die ich zu entwickeln beabsichtige, auf das Bestimmteste hervorzuheben geeignet sind.

Das älteste Lied dieser Art ist dasjenige, von welchem schon Aristophanes bezeugt, dass es seit mehr als zwei Jahrhunderten in Athen volksthümlich sey, das berühmte Lied auf Harmodius und Aristogiton, welche den Tyrannen Hipparchos erschlagen und dadurch das atheniensische Volk von dessen Uebermuthe befreit hatten. Man hat schon früher, und wie wir hier sehen, mit vollem Recht, dieses Lied als eine Annäherung zu den Volksliedern betrachtet *).

---

*) *Auf Harmodius und Aristogeiton,*
von Kallistratos.
Brunk. Anal. I. p. 88.

Ich trag' im Myrtenzweig mein Schwerdt *),
Wie Harmodius und Aristogeiton, u. s. w.

Anmerkung. Wir übersetzen hier und in dem Folgenden absichtlich nicht in den künstlichen Versmaassen

Ein anderes hierher gehöriges Lied ist das Skolion auf Hybrias von Creta, welches die Anthologie aufbewahrt hat, und worauf ich sogleich zurückkommen werde, jetzt muss ich einige andere anführen, auf welche weit sicherer und schicklicher, als auf die beiden genannten, die Bezeichnung: volksgemäss, in dem Sinne, wie ich sie nehme, ihre Anwendung findet.

Zwei dieser Gedichte finden sich ganz und wörtlich in der grossen Compilation des Athenäus, welcher auch, obgleich zu unbestimmt, Anlass und Gegenstand derselben erklärt. Eines derselben wurde auf der Insel Rhodos zur Feier des wiederkehrenden Frühlings von Chören Bittender gesungen, und war eine herkömmliche und durch die Zeit geheiligte Weise, die Kosten auf zu bringen, welche ursprünglich für die Feier irgend

---

der Originale, sondern in einer Form, welche sich der der neueren griechischen Volkslieder nähert. Der einfache, volksmässige Inhalt beweisst schon, dass auch die Formen dieses Lieds und der folgenden dem griechischen Ohr einfach und natürlich klingen mussten, was aber durch eine treue Nachbildung der antiken Versmaasse im Deutschen ganz verfehlt werden würde.

einer Gottheit bestimmt waren. Man nannte es das *Schwalbenlied, Chelidonisma*, weil es zur Zeit, wo die Schwalbe aus ihren Winterquartieren zurückkehrt, gesungen zu werden pflegte. Es scheint, dass bei diesen Umzügen eine gemalte oder geschnitzte Figur dieses Vogels mit umher getragen wurde *).

*) *Das Schwalbenlied.*

(Athenaeus. ed. Schweigh. Vol. 3. p. 328.)

»Eine andere Art, Beisteuer zu sammeln, hiess bei den Rhodiern *Chelidonizein*, worüber sich Theognis im zweiten Buch von den Rhodischen Opfern also ausdrückt: »Eine Art des Beisteuersammelns nennen die Rhodier *Chelidonizein*, und dieses geschieht im Monat Boëdromion. Den Namen hat es von dem dabei üblichen Gesang:

Die Schwalbe kommt, die Schwalbe kommt!
Sie bringt die schönen Stunden,
Sie bringt die schönen Jahre mit;
Ist weiss am Bauch und schwarz auf dem Rücken!

So schiebt denn aus dem reichen Haus
Uns eine Hand voll Feigen heraus,
Und einen Becher Weines,
Und einen Korb mit Käse
Und Waizen!
Auch wird die Schwalb' ein Küchlein klein
Nicht von sich weisen.

Das andere der beiden Gedichte hiess: *Koronisma* oder das *Krähenlied.* Es ist nicht bekannt,

---

Gehen wir? oder bleiben wir steh'n?
Beliebt's Euch nun, zu geben?
Und gebt Ihr uns nichts, so lassen wir's nicht;
So nehmen wir Thür' und Fenster mit,
Und die Frau aus dem Haus, die kleine,
Die ist ja leicht zu tragen.
Doch wenn von Deinem Gut Du bringst,
Mag's Dir leicht Bessres bringen.
Mach auf die Thür', der Schwalbe auf!
Wir sind nur Kinder, nicht Alte.

Diese Bettelweise dichtete Kleobulos, der Lindier, als man einst zu Lindos genöthigt war, im Volke Geldbeiträge zu sammeln. «

Als deutsches Volkslied finden wir, wir wissen nicht, ob eine Uebersetzung oder eine Tradition, in »des Knaben Wunderhorn von A. v. Arnim und Cl. Brentano 1. Theil. S. 115,« aus »Storchs und Schwalben Winterquartier durch Johann Prätorium, Frankfurt 1676. S. 187.«

Es ist kommen, es ist kommen
Der gewünschte Frühlingsboth,
So uns alles Leid benommen
Und die kalte Wintersnoth,

in welcher Epoche des Jahres, und zu welcher Gottheit Feier dasselbe gesungen zu werden pflegte;

Welcher gute Stunden bringet,
Und ein gutes Jahr bedinget.

Kommen ist die liebe Schwalbe;
Und das schöne Vögelein,
Dessen Bauch ist weiss und falbe,
Dessen Rücken schwarz und fein;
Schauet, wie es rummer flieget,
Und sich bittend zu Euch füget.

Wollet Ihr nicht seyn gebeten,
Und mit etwas Esselwaar
Kommen hier heraus getreten,
Zu uns oder dieser Schaar?
Gebt Ihr aus des Reichen Haus
Nicht ein wenig Wein heraus?

Oder einen Korb mit Käsen,
Oder auch ein wenig Korn,
Dass wir wiederum genesen,
Und uns quicken mit dem Born?
Weil die Schwalbe ohne Speisen
Sich nicht lässet abeweisen.

Oder sollen wir viel lieber?
Euch die Thür und Pforte lähmen?

gewiss aber ist, dass es ebenfalls von Thür zu Thüre durch Haufen von Sängern unter Vortragung des Bildes einer Krähe abgesungen, und dass dabei eingesammelt wurde *).

Oder sollen wir hinüber
Steigen, und die Jungfrau nehmen?
Welche, weil sie klein zu nennen,
Wir gar wohl wegtragen können.

Oder wollt ihr Euch besinnen,
Dennoch uns noch was verehren;
So kann sie uns wohl entrinnen;
Und sich, wenn sie grösser, wehren;
Lasst der Schwalb die Thür aufhalten,
Wir sind Junge und nicht Alten.

*) *Das Krähenlied.* (Athenaeus a. a. O. S. 325.)

Auf die Frage, in welcher Beziehung wohl bei Ephippos jener Vers zu nehmen sey:

es wird das Kalb
der Krähe uns zur Mahlzeit morgen aufgetischt,

antwortet Plutarchos: es liege diesem eine angeblich Rhodische Geschichte zum Grunde, die er aber jetzt nicht genau aus dem Gedächtniss vortragen könne, weil es schon sehr lange her sey, seit er sie in einem Buche gelesen. »Ich erinnere mich aber,« fährt er fort, »folgender Verse des Jambikers Phönix aus Kolo-

Ein drittes Gedicht, welches zwar mit Unrecht dem Homer zugeschrieben wird, aber dennoch in der Sprache Merkmale eines höheren Alters als

---

phon an einer Stelle, wo er von Männern spricht, die für die Krähe sammelten:

Der Kräh', ihr Guten, eine Hand voll Gerste reicht *),
Ein Näpflein Waizen, wenn's beliebt, Apollons Kind,
Ein Brod auch, einen Heller, oder was ihr wollt!
Gebt, o ihr Edlen, jeder, was zur Hand ihm ist,
Der Krähe; sie empfange auch ein Körnlein Salz,
Denn solches ist vor allem ihr die liebste Kost.
Wer heute Salz, der schenket Honigwaben einst.
Thu' auf das Thor, o Knabe! Plutos hat erhört,
Und Feigen für die Krähe bringt die Jungfrau schon.
Ihr Götter, schützt das Mägdlein stets vor allem Leid!
Sie finde einen reichen, hochgepriessnen Mann,
Und leg' ein Knäblein in des greisen Vaters Hand,
Ein Mägdlein ihrer Mutter nieder in den Schoos,
Den Sprössling, schon ersehen zu der Vettern Braut!
Ich aber, wie die Augen weiter trägt mein Fuss,
Will wandern, vor den Thüren singend dieses Lied
Dem Geber, dem Versager. Hiermit sey's vollbracht.

---

*) Wir halten uns an das griechische Versmaas, weil wir aus dem Eingang bei Athenäus schliessen müssen, dass hier nicht das Volkslied selbst in seiner singbaren Weise, sondern nur eine von Phönix versuchte Umbildung desselben mitgetheilt werde.

die beiden vorhergehenden verräth, zu denen es sonst in mannigfacher Beziehung steht, ist dasjenige, welches man in den dem Homer zugeschriebenen kleineren Werken unter dem Titel *Iresione* findet. Der unbekannte Verfasser der Lebensbeschreibung Homers, welche unter Herodot's Namen gedruckt ist, und eine Menge für die ältere Bildung und Poesie der Griechen wichtiger Ueberlieferungen enthält, hat uns dieses Gedicht und seine Bestimmung aufbewahrt. Es wurde auf Samos durch Chöre von Kindern an den Thüren gesungen, um eine Beisteuer zur Feier des Apollonfestes zu erlangen *).

Am Schluss dieser Jamben folgt noch:

Nun spendet uns aus Eurem reichen Vorrathshaus!
Gib, König, und mit voller Hand auch Du, o Braut!
Willfahren, wenn die Krähe bittet, ist Gebrauch;
Diess aber wissend, gebet! Mehr bedarf es nicht.

Diejenigen, welche für die Krähe sammelten, hiessen Koronisten (χορονισταὶ), die Gesänge aber, die sie vortrugen, werden von Hagnokles aus Rhodos in den »Koronistä« Koronismata (χορονίσματα) genannt.«

*) *Zur Beisteuer.*
(Homerische Epigramme und Bruchstücke 15. Ilgen. Opuscula philologica p. 151.)

Wir kommen vor des Reichen Haus,
Das ist reich an Macht und an Gütern.

So unvollständig und flüchtig diese Andeutungen auch sind, so scheinen sie dennoch eine hinreichende Grundlage für die Vergleichung des

---

Wohlauf, ihr Thüren, thut euch auf!
Es ziehet Plutos ein mit Kraft,
Und mit dem Plutos die Freude zieht,
Und auch der liebe Frieden.

Die Kästen alle, die seyen nun voll!
Im Backtrog schwelle stets der Taig!
Bald kommt die Schwiegertochter, mit Sang und Klang;
Ihren Wagen zieht ein Maulthiergespann,
Dann greift sie zum ehernen Webspul.

Ich komme, wie die Schwalbe kommt,
So komm' ich Dir alle Jahre,
Da steh' ich nun baarfuss vor der Thür;
So bringe denn schnell deine Gab' heraus!
Reich' uns ein Sesamküchlein schön!
Apollon, der die Strassen bewahrt,
Dem sey dein Gut bescheeret!

Beliebt es nun, zu geben?
Und gebt ihr uns nichts, so warten wir nicht;
Wir kamen nicht, hier zu wohnen.

Volksgesangs in Alt- und Neu - Griechenland darzubieten. Ich schliesse die historischen Gesänge von dieser Vergleichung aus. Dieselben konnten in den beiden Epochen nichts miteinander gemein haben, waren aber in beiden das gleiche Erzeugniss des Bedürfnisses, der Mittheilung und der Lust am Neuen.

Das Bruchstück eines Kriegslieds, welches unter dem Namen Hybrias auf uns gekommen ist, wurde bereits anderwärts in ähnlicher Absicht angeführt. Ein junger Schriftsteller, welcher mit vielem Interesse über die alten National - Gesänge der Spanier geschrieben, und eine gute Auswahl derselben übersetzt hat, bezeichnet das erwähnte Bruchstück als den Ueberrest eines alten Kriegslieds, indem er hinzufügt, dass der Häuptling Odysseus ziemlich glücklich nachgebildet worden sey. Ich kenne diese Nachahmung nicht, und möchte in der Stelle, wo diese Nachricht gegeben wird, eine Unrichtigkeit, oder ein Missverständniss vermuthen. Wie dem aber auch seyn möge, man darf in der That diese Verse als ein Volkslied ansehen, das nach der Natur und der Erhebung des Gefühls, das darin athmet, mit verschiedenen Volksliedern der heutigen Armatolen oder Klephten viele Aehnlichkeit hat. Es ist aber durchaus kein

Grund vorhanden, zwischen jenem und diesem irgend einen Einfluss des Aelteren auf das Neuere vorauszusetzen *).

Unter den verschiedenen Arten des Volksgesangs, wie er bei den heutigen Griechen üblich ist, haben doch einige Lieder mehr, als das eben angeführte, den Anschein, sich an ähnliche Gesänge Griechenlands geschichtlich anzuschliessen, und man könnte es wahrscheinlich finden, dass sie in der Sage sich erhalten haben möchten. Hierhin gehören zum Beispiel die Gesänge der Berghirten, und die Lieder, womit die Am-

---

*) *Hybrias.* (Athenaeus ed. Schweigh. Vol. 5 p. 283. et Vol. 13.)

Mein grosser Schatz ist Speer und Schwerdt,
Mein Schutz, das schöne Schildlein;
Die sind mein Pflug; damit wird auch
Mein süsser Wein gekeltert;
Durch sie heiss' ich: Gebieter.

Wer sich nicht wagt an Speer und Schwerdt,
Im Schutz des schönen Schildleins,
Der beuget tief vor mir das Knie,
Den Herren sein zu ehren;
Er grüsst mich: Grosser König!

men die Kinder einzuschläfern, oder zu beruhigen pflegen, noch mehr aber die Matrosenlieder, indem die Seeleute immer beisammen und von dem übrigen Volke abgesondert leben, und dadurch fähiger sind, die Ueberlieferungen ihrer Vorfahren zu erhalten. Dieses scheint auch der Gesang zu bezeugen, nach dessen Takt sie den Anker heben und fallen lassen. Die Melodie dieses Gesangs ist wahrscheinlich so alt, wie sein Text, welcher nur leichte Abänderungen in den Benennungen der Theile von denjenigen Bezeichnungen zeigt, die zur Zeit des Aristophanes üblich waren. Ich habe dieses ausführlicher in dem Vorworte zu einem der Lieder dieser Sammlung entwickelt.

Und hier muss ich ausdrücklich auf eine schon früher angedeutete und unläugbare Aehnlichkeit zwischen dem alt- und neugriechischen Volksgesange aufmerksam machen. In dem ersteren gab es Gesänge, welche während eines Tanzes, der die mimische Begleitung ihres Inhalts war, und die geschilderten Bewegungen nachahmte, abgesungen wurden. Es waren dieses die wahren *Balladen* der Alten, und der Name *Hyporchenen*, welchen sie hatten, kann nicht besser und nicht einmal anders, als durch das provenzale Wort Ballade, in der ursprünglichen und

wirklichen Bedeutung desselben, wieder gegeben werden. Unter diesen Hyporchenen oder Balladen der alten Griechen gehörten mehrere zu den Volksgesängen, und diejenige, von welcher ich oben den Anfang angeführt habe, wird von Athenaeus ausdrücklich dazu gerechnet. Mögen aber die Tanzgesänge der neueren Griechen noch so manchfach abweichend von jenen ihrer Altvordern seyn, so ist es doch nicht zu verkennen, dass sie als eine Fortsetzung derselben betrachtet werden müssen.

Die Beziehungen zwischen der älteren und neueren Poesie der Griechen werden indessen bestimmter und deutlicher, wenn man sie in Hinsicht auf die kirchlichen und häuslichen oder geselligen Gebräuche vergleicht, auf welche sie ihre Anwendung fanden. Wir haben schon gesehen, dass die neueren Griechen Gesänge haben, denen man, wenn man sie bezeichnen wollte, den Namen der religiösen beilegen müsste; denn sie sind zum Preise von Heiligen, zur Feier gottesdienstlicher Mysterien gedichtet. Ich habe von diesen zwar nur einen in diese Sammlung aufnehmen können, und kenne auch nur zwei oder drei; ich zweifle aber nicht, dass es mehrere gibt, und alle haben das Ausgezeichnete, dass das Volk sich in

denselben ohne Zwang, und mit einer Unbefangenheit, die bisweilen an Muthwillen gränzt, seiner Phantasie und Laune hingibt. Einige dieser Lieder fallen durch die Rohheit des gemeinen Ausdrucks auf, andere überraschen, indem sie Heiligen-Geschichten enthalten, die dem Glauben und der Lehre der griechischen Kirche ganz fremd sind, und den gewöhnlichen Volksmährchen in Geschmack und Vortrag gleichen.

Ich glaube, dass diese Gesänge, welche man bei keinem andern christlichen Volk in solcher Weise antrifft, missbräuchlich dadurch entstanden sind, dass man die Gewohnheiten der alten Griechen, bei denen die Poesie dazu diente, durch den Glanz frommer Einbildungskraft die Feste ihrer Götter, Halbgötter und Heroen zu verherrlichen, nachahmungsweise auf die Feier der heiligen Jungfrau und der Heiligen anzuwenden suchte.

Zur Unterstützung dieser Vermuthung, und zum Beweise, dass die Griechen wirklich und schon seit den ersten Jahrhunderten des Christenthums die Gewohnheit hatten, unter die angenommenen und geheiligten Kirchengesänge andere, profane Lieder zu mischen, führe ich nur an,

dass dieser Missbrauch in mehreren Kirchenversammlungen gerügt und verdammt worden ist.

Eine andere Classe von Volksgesängen der heutigen Griechen, welche noch mehr und gewisser, als die vorigen, an Gebräuche des ältern Cultus erinnern, ob sie gleich gegenwärtig nur noch in Familien- und im gesellschaftlichen Verkehr üblich sind, bilden jene Lieder, welche an bestimmten Tagen von jungen Leuten an den Thüren gesungen, und wobei kleine Geschenke an Lebensmitteln, oder Geld eingesammelt werden. Die Uebereinstimmung dieser Lieder mit denen der Vorzeit, deren ich unter dem Namen *Iresione*, *Koronisma* und *Chelidonisma* gedacht habe, ist nicht zu verkennen; sie ist aber besonders auffallend zwischen diesem letzteren und dem modernen Schwalbenliede, von dem ich oben geredet habe. Beide Lieder werden an demselben Tage, mit demselben Aufzuge und zu demselben Zwecke gesungen. Eine so vollkommene Aehnlichkeit kann unmöglich zufällig seyn.

Diese Einsammlungslieder des alten und des neuen Griechenlands gleichen sich aber nicht bloss in ihrem Gegenstande, sondern auch in ihrer Weise, in ihrem Charakter und in der Grundlage

der Gesinnungen und der ausgedrückten Begriffe. In beiden werden die, welche um Geschenke angegangen werden, mit Lobsprüchen überhäuft, um dadurch ihre Theilnahme zu reizen: man drückt ihnen die liebevollsten Wünsche für das Wohlergehen ihrer Familien aus, und wenn man eingestehen muss, dass in den altgriechischen Liedern diese Lobeserhebungen, diese Wünsche und Bitten einfacher, zierlicher und natürlicher vorgetragen sind, so wird man doch zugeben können, dass in den neueren ein mehr lebendiger, ein origineller und zarterer Schwung herrscht.

Unter die Familien-Lieder der heutigen Griechen, welche ihren Ursprung aus den Sitten und der Poesie des älteren Griechenlands herleiten, gehören unbezweifelt diejenigen, welche während der Hochzeitsfeier, und vorzüglich während des Ueberführens der Braut zur Wohnung des Bräutigams gesungen werden: sie scheinen jenen zu entsprechen, welche die älteren Griechen mit dem Namen der Hymenäen bezeichneten.

Die Leichengesänge, jetzt Myriologien genannt, findet man ebenfalls bei den alten Griechen, wo sie die gleichbedeutenden Namen *Olophyrmen* trugen, und diese Aehnlichkeit kann noch durch Beweise und Beispiele in ein helleres Licht gestellt

werden. In Plutarch's Abhandlung: *vom Troste*: kommt eine Stelle vor, aus welcher ganz deutlich erhellt, dass damals die griechischen Frauen bei Leichenbegängnissen dieselbe Rolle spielten, wie heute, und dass sie sich in Klagliedern ergossen, welche nur dem Namen nach von den Myriologien verschieden waren *). Noch auffallender ist es aber, in Gedichten, welche weit über das Zeitalter des Plutarch hinausgehen, Stellen anzutreffen, deren Aehnlichkeit mit den heutigen Myriologien man gar nicht verkennen kann.

Eine der schönsten Stellen bei Sophokles kann als eine wahrhafte antike Myriologie be-

*) *Trostschreiben an seine Frau*, Cap. 7.

Auch das fürchte ich nicht (in diesem Fall) was sonst hierbei das Schwerste und Erschrecklichste ist, ich meine das unseelige Hereinstürmen, Schreien und Mitjammern der Frauen, wodurch diese den Schmerz steigern und schärfen und ihn weder durch äussere Einflüsse, noch durch sich selbst zur Ruhe gelangen lassen. Weiss ich doch, welchen ernstlichen Kampf Du jüngst bestanden hast, als Du, Theo's Schwester beispringend, die Weiber zurückwiesest, die mit Klageliedern (μετὰ ὀλοφυρμῶν) und Geheul von der Strasse herbeiströmten, recht um Feuer zum Feuer zuzutragen.

trachtet werden: es ist dieses der Monolog der Elektra, als sie über der Urne weint, die, wie sie glaubt, die Asche des Orestes umschliesst. Mitten durch die Würde des tragischen Styls und durch die Züge, welche die Jammertöne der Schwester an die übrigen Handlungen des Stücks knüpfen, würde ein heutiger Grieche wohl noch die Begeisterung, den Ton, und in gewissem Grade die einzelnen Schmerzenslaute wieder erkennen, mit welchen er mehr als eine Schwester den Tod ihres Bruders hat bejammern hören *).

---

*) Denkmal des theuersten aller Menschen, Trümmer von
Orestes Leben, wie empfang' ich dich, beraubt
Der Hoffnung, unter der ich weg dich sendete;
Denn dich vernichtet halt' ich jetzt in meiner Hand.
Ich schickte dich, o Theurer, blühend aus dem Haus;
O hätt' ich doch mein Leben vorher ausgehaucht,
Bevor ich dich mit dieser Hand wegraubt' und in
Ein fremdes Land fortschickte, schützend vor dem Mord,
Damit du damals sterbend mit dem Vater in
Demselben Grabmal lägest hier beerdiget;
Nun aber kamst du fern vom Haus im fremden Land
Als Flüchtling, fern von deiner Schwester, schmählich um.
So hab ich dich mit meiner Hand, ich Arme, nicht

Auch in der Iliade kommt eine Stelle vor, welche eine noch bestimmtere, ausführlichere und

---

Gewaschen, nicht geschmückt, noch aus des Feuers Gluth,
Wie sichs gebührt, den klagenswerthen Rest gesucht:
Mit fremder Hand beerdigt, Unglückseel'ger, kommst
Du jetzt als kleine Bürd' in kleiner Urne her.
O weh mir Leidensvollen, ach! die sonstige
Erziehung ward zu nichte, die mit süsser Müh'
Ich dir ertheilet habe; denn die Mutter hat
Dich nimmer so geliebet, als ich dich geliebt;
Nur ich erzog dich, ausser mir Niemand im Haus;
Auch wurd' ich stets von dir als Schwester nur begrüsst.
Dies alles ist in einem Tage nun mit dir
Vernichtet; alles hast du, wie ein wilder Sturm,
Mit fortgerissen. Unser Vater ist dahin,
Ich starb durch dich, du selber bist verschieden, und
Die Feinde lachen; ausser sich vor Freude ist
Die böse Mutter, ohne deren Wissen du
Die Botschaft oft mir zugesendet, dass du würdst
Als Rächer kommen; aber diess versagte mein
Und dein verhasstes Missgeschick, das jetzt dich mir
So hergesendet, statt der mir so theueren
Gestalt als Asche nur und leeres Schattenbild.
Weh mir! weh!
Kläglicher Leichnam, weh, weh!
Auf schrecklichem Weg, weh mir weh!
O Theurer hergesendet, ach! wie hast du mich

merkwürdigere Aehnlichkeit mit den heutigen Myriologien hat. Es ist dieses der Moment, da die Familie des Priamos über der Leiche Hektors jammert, die aus dem Lager des Achilles zurückgebracht wird, um feierlich bestattet zu werden. Sänger von Profession (Ἀοιδοί) nehmen an dem Leichenbegängnisse Theil, und gehen mit ihren Klageliedern den Jammertönen der Verwandten voran. Lässt man diesen Umstand weg, so ist alles Uebrige, was sich in der Wohnung des Priamos mit der Leiche des trojanischen Helden zuträgt, ungefähr dasselbe, was heut zu Tage in der Hütte eines Neugriechen bei dem Hinscheiden eines Vaters, eines Sohns, oder eines Schwiegersohns vorgenommen wird. In dem einen, wie in dem anderen Fall, sind es die Weiber allein, welche ihre Klagegesänge an den Verstorbenen

---

Getödtet, ja getödtet, liebes Bruderhaupt.
So nimm mich auf in dieses dein Behältniss, mich
Vernichtet zur Vernichtung, dass ich fürder bei
Dir unten wohne; denn ich hatte, als du noch
Hier oben warest, gleiches Loos mit dir, und jetzt
Auch mag ich nicht von deinem Grab getrennet seyn;
Ich seh' ja, dass die Todten frei von Schmerzen sind.

Soph. Electr. v. 1126 — 1170.
Uebers. v. Ast.

richten, und nach der Ordnung ihrer Verwandschaft, und ich möchte sagen, nach der Ordnung ihres Schmerzes, den letzten Abschied von ihm nehmen; sie reden mit ihm, als ob er sie hörte: sie erinnern ihn an das, was er ihnen war, was sie an ihm verlieren, und wenn man von dem absieht, was den Rang und die Bildung bezeichnet, so ist in den Klagen der Andromache, der Hekuba und der Helena um den gefallenen Hektor nichts, was die Gränzen, den Ton und den Charakter einer modernen Myriologie überschritte, wenn es der letzteren nicht durchaus an Begeisterung und Originalität mangelt *).

---

*) Jener sprachs; und sie trennten sich schnell, und wichen dem Wagen.
Als sie den Leichnam nun in die prangende Wohnung geführet,
Legten sie ihn auf ein schönes Gestell, und ordneten Sänger,
Anzuheben die Klag'; und gerührt mit jammernden Tönen
Sangen sie Trauergesang, und ringsum seufzten die Weiber.
Aber die blühende Fürstin Andromache klagte vor allen,
Haltend sein Haupt in den Händen, des Männervertilgenden Hektor.

Wenn man alle diese Beziehungen, innere wie äussere, gehörig erwägt, wenn man zu diesen

---

Mann, du verlorst dein Leben, du Blühender; aber mich Wittwe
Lässest du hier im Pallast, und das ganz unmündige Söhnlein,
Welches wir beide gezeugt, wir Elenden! Ach wohl schwerlich
Blüht er zum Jüngling heran! Denn zuvor wird Troja vom Gipfel
Umgestürzt, da du starbst, ihr Vertheidiger, welcher die Mauern
Schirmte, die züchtigen Frauen und stammelnden Kinder errettend.
Bald nun werden hinweg sie geführt in geräumigen Schiffen,
Und mit jenen ich selbst! Doch du, mein trautester Sohn, wirst
Dorthin gehn mit der Mutter, um Schmach zu erdulden und Arbeit,
Unter des Frohnherrn Zwang, des Grausamen; oder dich schmettert
Hoch vom Thurm ins Verderben, am Arme gefasst, ein Achaier,
Zürnend, dass Hektor den Bruder ihm tödtete, oder den Vater,
Oder den blühenden Sohn: denn sehr viel Männer Achaia's

Aehnlichkeiten zwischen der alt- und neu-griechischen Poesie noch jene hinzurechnet, welche ich

---

Sanken durch Hektors Hände, den Staub mit den Zähnen zerknirschend.
Denn kein Schonender war dein Vater im Graun der Entscheidung;
Drum wehklagen ihn nun die Völker umher in der Veste.
Unaussprechlichen Gram der Verzweiflung schufst du den Eltern,
Hektor! doch mich vor allen betrübt nie endender Jammer;
Denn nicht hast du mir sterbend die Hand aus dem Bette gereichet,
Noch ein Wort mir gesagt voll Weisheit, dessen ich ewig
Dächte bei Tag und Nacht, wehmüthige Thränen vergiessend.

Also sprach sie weinend, und ringsum seufzten die Weiber.
Jetzo erhub vor ihnen auch Hekabe klagend die Stimme:
Hektor, du Herzenskind, mein Trautester aller Gebornen!
Ach und weil du mir lebtest, wie warst du geliebt von den Göttern,
Welche ja dein wahrnahmen auch selbst in des Todes Verhängniss:

zwischen den älteren und neueren Rhapsoden nachgewiesen habe, so wird man, wie ich glaube, zu-

---

Denn die anderen Söhne, die mir der schnelle Achilleus
Nahm, verkauft' er vordem jenseits der verödeten Meerfluth,
Hin gen Samos und Imbros und zur unwirthbaren Lemnos.
Aber da dich er entseelt mit ragender Spitze des Erzes,
O wie schleift er dich oft um das Ehrenmal des Patroklos,
Seines Freunds, den du schlugst; und erweckete jenen auch so nicht:
Dennoch frisch wie bethaut und blühend annoch im Pallast
Ruhest du, jenem gleich, den der Gott des silbernen Bogens
Unversehns hinstreckte, mit lindem Geschoss ihn ereilend.

Also sprach sie weinend, und weckt' unermesslichen Jammer.
Endlich erhub vor ihnen auch Helena klagend die Stimme:

Hektor, o Trautester du, mir geliebt vor des Mannes Gebrüdern!
Ach mein Gemahl ist jetzo der göttliche Held Alexandros,

geben müssen, dass ich die Folgerungen, welche aus dem Ganzen aller jener Beziehungen für die Lösung unserer Aufgabe sich ergeben, weder übertrieben, noch verfälscht habe.

Der mich gen Troja geführt! o wär ich zuvor doch gestorben!
Denn mir entfloh'n seitdem schon zwanzig Jahre des Lebens,
Seit von dannen ich ging, das Land der Väter verlassend;
Nimmer jedoch entfiel dir böses Wort, noch ein Vorwurf.
Ja wenn ein andrer im Hause mich anfuhr, unter den Brüdern
Oder den Schwestern des Manns, und den stattlichen Frauen der Schwäher,
Oder die Schwäherin selbst, denn der Schwäher ist mild wie ein Vater;
Immer besänftigtest du, und redetest immer zum Guten,
Durch dein freundliches Herz und deine freundlichen Worte;
Drum bewein' ich mit dir mich Elende, herzlich bekümmert!
Denn kein Anderer nun in Troja's weitem Gefilde
Ist mir Tröster und Freund; sie wenden sich alle mit Abscheu!

Hom. Il. XXIV. v. 718 — 775.

Ich kann nur wiederholen, was ich über den Ursprung und das Alter der neugriechischen Volkspoesie schon oben geäussert habe, um so mehr, als ich unmöglich jede widersprechende Ansicht, die man mir etwa entgegensetzen könnte, voraussehen kann. Jemehr ich darüber nachgedacht habe, desto inniger habe ich mich überzeugt, dass diese Poesie unendlich älter, als ihre gegenwärtigen Dichterwerke seyn muss: ihre Verbindung mit Gewohnheiten und Gebräuchen, welche grösstentheils aus den ältesten Zeiten Griechenlands herrühren, deutet nothwendig auf gleiches Alter mit denselben. Nothwendig ist diese Poesie eine freilich bedeutende, aber stufenweise und ununterbrochene Entartung des älteren Zustands, — ich sage, ununterbrochen, weil es unmöglich ist, sich hier eine Unterbrechung, sey sie lang oder kurz, in dem Uebergang des Vergangenen in die Gegenwart vorzustellen. Ich kann mir in der ganzen Folge der Jahrhunderte, welche man zwischen dem alten und dem neuen Griechenland annehmen will, keinen Zwischenraum denken, wo es an Volksliedern für dieselben Gegenstände, und für dieselben Gelegenheiten, wofür man sie heute hat, gefehlt haben sollte. Dass diese Lieder aber denjenigen, die man heut zu Tage singt, an Werth

wenigstens gleich gewesen seyn werden, ist eine Folgerung, die sich eigentlich von selbst macht; denn welche Ursache hätte wohl in der neueren Zeit eine höhere Geisteserhebung hervorbringen mögen?

Wie es aber auch mit dem Ursprung und dem Alter der neugriechischen Volkspoesie beschaffen seyn mag, so viel ist gewiss, dass der Geschmack an derselben, die Lust, mit welcher das Volk diese Lieder singt und singen hört, einen Zug ihres Nationalcharakters ausmachen. Sie sind seine liebste Erhohlung in den müssigen Stunden seines Hirtenlebens, während der Mühen des Ackerbau's und in dem Gewühl der häuslichen Beschäftigungen; sie sind aber, wie ich bereits bemerkt habe, an Charakter, an Inhalt und Ton nach den verschiedenen Oertlichkeiten Griechenlands, deren jede wieder den eigenen den Vorzug gibt, ungemein verschieden. Die Bergbewohner lieben nur die Klephtischen, oder doch solche Lieder, welche das Land- und Hirtenleben schildern, solche, in denen alles keck, einfach und keusch ist, wie sie selbst. Die städtischen Lieder, meistens nur Liebesabentheuer und Liebesklagen enthaltend, gefallen ihnen wenig, ja sie verab-

scheuen dieselben, wenn der Ausdruck oder der Gedanke nur im geringsten gegen die Zucht verstösst. Solche Lieder werden fast ohne allen Unterschied unter dem gemeinschaftlichen Namen *tragudia pustika* begriffen, welcher, der türkischen Sprache entlehnt, jene Art von Weichlichkeit und Verderbtheit bezeichnet, um derenwillen die Türken die Gesellschaft zarter Jünglinge lieben; er drückt zu gleicher Zeit die Verachtung der Landbewohner gegen die Sitten ihrer Tyrannen, und die Geringschätzung aus, welche sie gegen ihre eigenen Landsleute hegen, die den Türken in diesen Sitten es nachthun.

Dagegen finden die Bewohner der grösseren Städte und der vom Festlande entfernten Inseln in den Liedern der Bergbewohner etwas Rohes und Verletzendes: sie kennen die Klephten nur dem Namen nach, und nehmen an ihren Vortheilen und Verlusten nur einen geringen Antheil. Auch hört man mehr aus Neugier, als aus Neigung zu Thessalonike, Constantinopel, Smyrna und Skios den kriegerischen Gesängen zu, die um den Pindus und in der Umgebung des Olympos alle Hörer entzücken.

Will man griechische Lieder von allen Arten und aus allen Theilen des Landes zusammen hören, so findet sich dazu nur in den Khans, oder den grossen türkischen Gasthöfen zu Constantinopel, Odessa etc. Gelegenheit, wenn Griechen verschiedener Provinzen sich dort für eine oder mehrere Nächte zusammenfinden. Es gibt dort keinen andern Zeitvertreib, als den des Singens; die Alten beginnen, dann folgen die weniger Alten und die Jüngern, und der grösste Theil der Nacht geht häufig vorüber, ehe die einen zu singen, die anderen zuzuhören müde werden. Jeder fühlt sich durch die süsse Erinnerung an seine Lieben, an den Geburtsort, an das Vaterland froh bewegt, und die Rührung der einzelnen erhöht sich an der Gesammtrührung aller. Dort, im fremden Lande, sind der aetolische Bergbewohner, der Bürger von Larissa, und der Insulaner von Skios nur Griechen, und alle Abneigungen, welche aus der Verschiedenheit der Gewohnheiten und der Heimathen entspringen, sind wie durch Zauber aufgehoben. Der Bergbewohner schämt sich der Rührung nicht, welche die weichen Töne der Lieder aus dem Archipelagus ihm einflössen, und der weichliche Insulaner fühlt sich einen Augenblick begeistert durch den Muth und die Kühnheit der Helden des Gebirgs.

Ich habe nun noch von den griechischen Volksgesängen nach den verschiedenen Beziehungen der Kunst zu reden; ich fange an bei denjenigen, welche allen gemein sind.

Zehnter Abschnitt.

Wir haben oben bereits gesehen, dass die ungelehrten Verfasser der Volkslieder gleichzeitig mit dem Liede auch die Weise erfinden, nach welcher dasselbe im Lande gesungen werden soll. Von einer eigentlichen musicalischen Composition verstehen sie nichts, und Lied und Weise wird von ihnen bloss nach einer mehr oder weniger bestimmten und geläuterten Routine gebildet. Es möchte vielleicht nicht uninteressant seyn, zu wissen, wie weit die heutigen Rhapsoden Griechenlands in dem musicalischen Theil ihrer Kunst es zu bringen im Stande sind, und zu erforschen, an welchen Zeitpunct der älteren Musik sich ihr heutiges Klimpern anschliesst. Dieses sind jedoch Gegenstände, über welche meine Unbekanntschaft mit denselben mir nicht erlaubt, auch nur einen Versuch zur Befriedigung der Wissbegierde der Leser zu wagen. Ich vermag von der griechischen Musik nur nach dem flüchtigen Eindruck zu sprechen, welchen das Anhören einiger Lieder in mir

zurückgelassen hat. Die Melodieen der Klephtischen, Lieder scheinen mir äusserst einfach, gezogen und dem Choral oder Kirchengesang ähnlicher, als irgend einer anderen europäischen Gesangsweise. Alle diese Melodieen haben stets etwas Klagendes, selbst dann, wenn sie die Siege der Klephten erheben, oder der Ausdruck ihrer stolzesten Gesinnungen seyn sollen. Man möchte, wenn man sie singen hört, behaupten, sie seyen ausdrücklich gedichtet, um im Gebirge gesungen, und von dem wildesten und lärmendsten Echo widerholt zu werden.

Die Melodieen der gereimten Lieder in den grösseren Städten und auf den Inseln sind sanfter, lieblicher, und mit erweiterter und mehr abwechselnder Kunstfertigkeit gedichtet. Ich habe dergleichen nach italienischen, aber in Italien längst vergessenen Melodieen singen gehört.

Die Melodie der Berglieder beschränkt sich in der Regel auf einen oder zwei Verse; nie begreift sie deren mehr; aber man verlängert sie, oder vielmehr die zweizeilige Strophe, wozu sie gehört, durch Einschaltungsworte, die man willkührlich hineinflicht, und die oft einen seltsamen innern Refrain bilden.

Ich sollte mich hier billig etwas ausführlicher über die mimische Begleitung dieser Lieder, oder über den Tanz, welcher dazu gehört, verbreiten; indessen bin ich aus den angegebenen Ursachen genöthigt, mich auch hier auf einige wenig befriedigende Allgemeinheiten zu beschränken. Soviel ich aus verschiedenen, mir nicht ganz klar gewordenen Schilderungen und aus eigener Beobachtung habe entnehmen können, ist in dem griechischen Tanze eine mehr oder weniger offenbare oder verstekte mimische Tendenz vorwaltend. Jede Provinz hat, wie man weiss, ihre eigenthümlichen Tänze: diese sind allzeit symbolisch und scheinen durch Ueberlieferung erhaltene ältere Pantomimen zu seyn, welche ursprünglich bestimmt waren, irgend eine wirkliche oder erdichtete Handlung oder Begebenheit nachzuahmen. Jeder dieser Tänze hat sein zu ihm gehöriges Lied, dessen Ursprung so wenig, als der des Tanzes, bekannt ist. An diese älteren, durch Ueberlieferung erhaltenen, provinciellen oder örtlichen Tänze, und an die unzertrennlich damit verbundenen Balladen reihen sich demnächst eine Menge neuer Balladen und neuer Tänze, in denen man mehr noch, als in den ersteren, die ursprüngliche Unterordnung der Pantomime und der Musik unter die Poesie erkennt. Wirklich kommt ein neuer Tanz nur

durch ein neues Lied auf, dessen mimischen Theil er ausmacht: nie wird er ohne sein Lied aufgeführt; er veraltet mit ihm, und sinkt, wie dieses, in Vergessenheit.

Man darf jedoch in den Zügen, Schritten, Gebärden, welche diese mit den Balladen aufgeführten Tänze ausmachen, keine absichtliche, genaue Nachahmung, oder eine förmliche Aehnlichkeit mit dem bestimmten Sinne der Worte des Lieds erwarten; doch ist zwischen dem Charakter der letzteren, und dem der Bewegungen des Tanzes eine oberflächliche und allgemeine Uebereinstimmung nicht zu verkennen. Die Schritte, die Gebärden bei einer heroisch - kriegerischen Ballade haben etwas Rasches, Heftiges, Uebereiltes, etwas, das Kraft und Kühnheit andeutet, während die einer Liebesballade nach einer langsameren Weise geordnet sind, und mehr Anmuth als Kraft ausdrücken.

Die metrischen Formen des griechischen Lieds stehen mit der Gesangsweise und dem begleitenden Tanze in zu naher Verbindung, als dass ich nicht, was ich darüber zu sagen habe, hier vorbringen sollte. Es wäre leicht, über diesen Punct mit mehr Ausführlichkeit sich zu verbreiten, als

es bei den beiden vorhergehenden Puncten mir möglich war, und zu untersuchen, wie die Versmaasse der neugriechischen Poesie aus jenen der älteren entstanden sind, oder haben entstehen können, worin sie mit letzteren übereinkommen, oder davon verschieden sind: es fehlt mir indessen an Raum, um diese Untersuchung anzustellen, und ich will daher nur dasjenige hier anführen, was mir unerlässlich scheint, um einen allgemeinen Begriff von der neugriechischen Verskunst zu geben.

Bei den heutigen Griechen, wie bei allen übrigen europäischen Völkern, ruht die Harmonie der Verse nicht sowohl auf der Quantität, oder dem grösseren oder geringeren Anhalten der Selbstlauter, als auf dem Accent, das ist, auf jener allgemeinen Regel artikulirter Rede, welcher zu Folge in einem mehrsylbigen Worte eine dieser Sylben, oder vielmehr der Selbstlauter in ihr mit einer merklicheren und bestimmteren Anstrengung der Lunge, als der der übrigen Sylben, ausgesprochen wird. Eine gewisse Anzahl auf eine feste und bestimmte Art accentuirter Sylben macht einen Vers. Die Gränze der Verbindungen des Accents der Sylben mit der Zahl der letzteren gibt die Gränze der wirklichen oder möglichen Verschiedenheiten der Versarten.

Das grosse Versmaas der heutigen Griechen, dasjenige, was man ihr heroisches nennen könnte, oder noch schicklicher ihr nationales Versmaas, ist aus zwei deutlich geschiedenen Halbversen zusammengesetzt, wovon der erstere acht, der zweite sieben Sylben, mithin der ganze Vers fünfzehn zählt. Von diesen zwei Halbversen hat der erste nothwendig den Accent auf der sechsten, oder nach Willkühr auf der achten Sylbe. Im ersteren Falle endet er mit einem dem Daktylos ähnlichen Fusse, und im zweiten mit einer Art von Anapaest. In dem zweiten Halbvers fällt der Accent alle Zeit auf die sechste Sylbe, so dass der Vers mit einem Jambus endet. Unabhängig von diesen beiden nothwendigen Accenten auf der sechsten oder achten, und auf der vierzehnten Sylbe verlangt die Harmonie des Verses, dass die übrigen Accente, mit Ausnahme der ersten, nur auf gerade Sylben fallen. Ein Accent auf einer ungeraden Sylbe, besonders auf der dritten und eilften, ist fehlerhaft, und beleidigt jedes griechisch gebildete Ohr.

Da die beiden Hemistiche des griechischen Verses nicht in einander übergehen, sondern das erstere mit einem Worte schliesst, das mit demje-

nigen, womit das zweite beginnt, nicht verbunden ist, so kann man, streng genommen, die beiden Hemistiche als zwei besondere Verse betrachten, wovon der zweite um eine Sylbe kürzer ist, als der erste. Betrachtet man aber diesen Vers in solcher Weise, so gibt es fast keine europäische Sprache, die nicht ähnliche Sylbenmaasse aufzuweissen hätte; und es liessen sich dergleichen in der französischen, englischen, italienischen und deutschen Poesie nachweisen. In diesen verschiedenen Sprachen, die deutsche ausgenommen, begnügt man sich aber bloss damit, dass die beiden Verse ihre acht oder sieben Sylben richtig enthalten, ohne sich darum zu kümmern, dass der Accent immer nur auf gerade Sylben falle, was doch für die Harmonie des Verses gar nicht ohne Bedeutung ist.

Durch den blossen Instinkt eines feinen, von Natur musikalischen Gehörs sind die griechischen Rhapsoden im Stande, die Ordnung zu beobachten, welche der nothwendige Accent jedesmal erfordert.

Dieses ist nun der Vers, in welchem nicht nur alle in dieser Sammlung enthaltenen Lieder, mit Ausnahme der Balladen, alle etwas längeren

Volksdichtungen, sondern auch alle Versuche gedichtet sind, welche von gebildeten Griechen gemacht wurden, um der heutigen neugriechischen Mundart Bestand und Feinheit zu geben. Die Balladen sind fast alle in kürzeren Versen gedichtet, die aber doch nur verschiedene Modificationen des geschilderten Verses sind. Die Lieder der Insulaner und der Städter sind fast immer gereimt, und unterscheiden sich nur dadurch von denen des Continents, die es nie sind.

Wir wollen jetzt noch einiges von diesen Liedern aus dem Gesichtspuncte der Sprache und in Beziehung auf die allgemeine Geschichte der griechischen Sprache anführen, und zwar in grösster Kürze, aus Mangel an Raum, nicht an Stoff.

Die meisten Stücke dieser Sammlung stammen aus den Centraltheilen Griechenlands, aus Thessalien und Akarnanien her; die übrigen gehören ganz verschiedenen Oertlichkeiten an. Einige derselben wurden in der Provinz Jannina und in den längs der albanesischen Stämme gelegenen Strichen von Epiros gedichtet, wo eine von der griechischen ganz verschiedene Sprache geredet wird. Einige kommen aus Livadien und Aetolien, andere aus dem Norden oder dem Centrum von Morea. Auch

Macedonien scheint einige geliefert zu haben; mehrere verdanken ihren Ursprung den ionischen Inseln; andere müssen allem Anschein nach auf Inseln entsprungen seyn, die vom Continent weiter entfernt liegen; eines gehört Creta an, und ein anderes ist wahrscheinlich in Constantinopel entstanden. Kurz, einige sind Erzeugnisse der rauhen Bergbewohner vom Olymp oder Pindus, andere der Küstenbewohner des aegäischen oder ionischen Meers. Man sieht also, dass fast alle Theile Griechenlands zu unserer Sammlung beigesteuert haben, welche daher auch als eine Reihe von Proben der meisten neugriechischen Dialekte angesehen werden mag.

Welcher Oertlichkeit aber auch diese Proben angehören, so enthalten sie doch immer mehr oder weniger türkische oder albanesische Wörter, und italienische Namen und Wendungen. Diejenigen, welche einer bestimmten Gegend angehören, unterscheiden sich gewöhnlich von den übrigen durch einzelne ihnen eigenthümliche Wörter oder besondere grammatische Formen.

Die, dem Italienischen entlehnten Ausdrücke und Redensarten walten vorzüglich in dem Dialekt der Inseln und der Küste vor; es sind ihrer nicht

viele in den allgemeinen griechischen Sprachschatz aufgenommen worden, und die es sind, nehmen sich nicht übel darin aus. Was die türkischen oder albanesichen Wörter betrifft, welche den verschiedenen Dialekten im Laufe der Zeit beigemischt worden, so sind deren erstens nur sehr wenige, und dann dienen alle nur zur Bezeichnung von Begriffen und Gebräuchen, welche zufällig mit den Eroberern eingedrungen sind, und welche zu benennen, das griechische Volk weder Lust noch Bedürfniss haben würde, wenn es noch Herr seines Schicksals wäre. Es ist dieses, eigentlich zu reden, nur ein Auswuchs des Griechischen, das wie die Türken, und mit ihnen verschwinden muss und wird.

Die verschiedenen Dialekte weichen unter sich sowohl, was die technischen Ausdrücke betrifft, als in Ansehung ihrer grammatikalischen Formen, mannigfach von einander ab, und es gibt in dieser Beziehung sehr merkwürdige Unterschiede; im Ganzen aber sind sie weit weniger zahlreich und weniger auffallend, als in den Dialekten der übrigen europäischen Sprachen. Es ist leicht, diese Unterschiede durch Vergleichung aufzufassen auch hindern sie nicht, dass zwei Griechen, welche die

verschiedensten Dialekte reden, sich im Augenblick verstehen. Man kann daher die Sprache, in welcher die Gedichte dieser Sammlung geschrieben sind, als eine regelmässige und beständige betrachten, deren innere Anlage und Geschichte sorgfältig erforscht zu werden verdient.

Es ist leicht nachzuweisen, dass diese Sprache eine Abart des Altgriechischen ist; nur muss man nicht behaupten wollen, dass ihre Umbildung rasch, willkührlich und in neuerer Zeit, etwa um die Zeit der Eroberung Constantinopels durch die Türken, oder überhaupt zu irgend einer bestimmten Epoche, Statt gefunden habe. Eine solche Behauptung würde aller Gründe und Beweismittel ermangeln.

In den Sprachen gibt es, wie in allen menschlichen Einrichtungen, ja noch mehr als in diesen, natürliche und nothwendige Umwälzungen, welche langsam im Laufe der Jahrhunderte nach einem sichtbaren Gesetz und mit einer bestimmten Tendenz Statt finden. Solche Umwälzungen sind es, wodurch allmählig die Sprachen, ohne ihre innere Eigenthümlichkeit einzubüssen, mit neuen Formen einen neuen Charakter und eine dem Geiste, aus

welchem die Aenderung hervorgegangen ist, verwandte Physiognomie annehmen. Nur durch eine solche Umwälzung, eine solche Umbildung, ist aus der altgriechischen Sprache die moderne hervorgegangen, und es ist, wie mir däucht, eine merkwürdige Erscheinung, dass die Umbildung der griechischen Sprache in ihre Richtung und in ihren Ergebnissen ausserordentlich viel Aehnlichkeit mit denen aller, oder fast aller übrigen neugriechischen Sprachen, besonders der germanisch-lateinischen zeigt. In der That hat die altgriechische Sprache in ihrem Gang und ihren Formen alle die Abänderungen und Beschränkungen, wodurch sie zur neugriechischen geworden ist, nur darum erlitten, um sie dem, was die übrigen neu-europäischen Sprachen eigenthümlich auszeichnet, näher zu bringen.

Die neugriechische Sprache, wie sie in dieser Sammlung als einfache und ungekünstelte Volksrede, frei von allem systematischen Bestreben, sie durch Ausbildung zu bereichern und zu verschönern, sich darstellt, verdient in jeder Hinsicht unsere Aufmerksamkeit. Sie ist eben so gleichförmig in ihrem Grunde, aber reicher, als die deutsche Sprache; eben so klar, als die französische; biegsamer, als die italienische, und wohlklingender

als die spanische, und es fehlt ihr nichts, um als die schönste Sprache Europa's anerkannt zu werden, wie sie denn offenbar die bildsamste von allen ist. Steht sie irgend einer Sprache, womit man sie vergleichen möchte, nach, so kann es nur diejenige seyn, aus welcher sie sich entwickelt hat, und welche in ihr gleichsam neu geboren wurde; und dann liegt dieses Zurückstehen weniger in ihrer Beschaffenheit selbst, als in den Umständen. Lasst erst die Griechen wieder eine Nation werden; gebt ihnen Schriftsteller, fähig, ihr würdige, ernste und nützliche Lehren mitzutheilen; Schriftsteller, welche von der Ueberzeugung durchdrungen sind, dass der Ruhm und das Glück ihres Vaterlandes von nun an vor ihnen, nicht hinter ihnen liege, dass er in dem Streben der Gegenwart nach einer Zukunft, nicht in den eitlen Versuchen zur Rückkehr in die Vergangenheit gesucht werden müsse; so wird das Neu-Griechische bald eine Sprache werden, welche, ohne mit der älteren mehr als gegenwärtig übereinzustimmen, dieselbe doch um nichts mehr zu beneiden hat.

Abgesehen also von ihren dichterischen Schönheiten, und als einfache Denkmäler des heutigen Griechischen betrachtet wie es vom Volke geredet, gefühlt und geliebt wird, bieten die hier ge-

sammelten Gedichte dem Sprachforscher einen Gegenstand von besonderem Interesse dar, indem sie ihm Stoff zu mannigfaltigen Vergleichungen, Bemerkungen und Forschungen liefern.

Eilfter Abschnitt.

Zum Schlusse dessen, was ich über die Volksgesänge der Griechen vorzubringen weiss, habe ich noch den eigenthümlichen Charakter derselben aufzusuchen und darzustellen, und zwar sowohl in Hinsicht auf Erfindung, wie auf Ausführung. Nach den Andeutungen, welche ich desshalb in den Einleitungen zu einzelnen Gedichten gegeben habe, kann ich mich füglich hier, so wie in den vorherigen Abschnitten, auf allgemeine Bemerkungen beschränken.

Es sey mir indessen erlaubt, Einiges über die besondere Schwierigkeit dieser Aufgabe voranzuschicken. Bei allem dem, was ich bis jetzt von den Nationalgesängen der Griechen gesagt habe, war ich immer bemüht, mir gegenwärtig zu erhalten, dass ich von Volksliedern im vollen Sinne und in der ganzen Bedeutung dieses Worts redete. Was ich von ihren Verfassern, von dem Zweck und dem Inhalte der Lieder selbst anführte, muss

schon Jeden im Voraus überzeugt haben, dass keine Kunst diesen Liedern das Daseyn gegeben haben könne, dass sie wenigstens selbst noch im Zustand der Kindheit befangen gewesen seyn müsse. Wie kann man über solche Hervorbringungen nach den Regeln, den Verabredungen und Anmaassungen einer auf dem Gipfel der Reife sich befindenden Kunst urtheilen? Umgekehrt aber, wie können Dichtungen, welche solche Regeln, Verabredungen und Anmaassungen ausschliessen, auf Bewunderung oder Anerkennung Ansprüche machen? Hier müssen wir der Erfahrung die Antwort überlassen, und sie hat auf die bejahendste Weise geantwortet.

Die Dichtkunst hat unter den übrigen Künsten, deren Gegenstand die Nachahmung der Natur ist, das Eigenthümliche, dass der blosse Instinct, die blosse Begeisterung eines unausgebildeten, sich selbst überlassenen Genies das Ziel der Kunst erreichen können, ohne, es sey denn jenes Ziel zu verwickelt oder zu entfernt, zu den gewöhnlichen Mitteln und Kunstgriffen ihre Zuflucht nehmen zu müssen. Dieses ist bei jeder poetischen Hervorbringung der Fall, die in ursprünglichen und kunstlosen Formen, so roh sie auch erscheinen mögen, eine Fülle wahrer und schöner Gegenstände oder Ideen entfaltet. Noch mehr: gerade

dieser Mangel an Kunst oder die unvollkommene Anwendung der letzteren, diese scheinbaren Widersprüche und Missverhältnisse zwischen der Einfachheit des Mittels und der Vollständigkeit des Erfolgs, macht den vorzüglichsten Reiz einer solchen Dichtung aus: dadurch nimmt sie bis auf einen gewissen Punct an der Eigenschaft und den Vorzügen der Naturerzeugnisse Theil; man fühlt bei dem Eindruck, welchen sie hervorbringt, etwas dem Aehnliches, was man bei dem Anblick eines dahin strömenden Flusses, eines Gebirgs, einer malerischen Felsengruppe, eines alten Hochwaldes empfindet; denn das unausgebildete Genie des Menschen ist auch eine Erscheinung, ein Werk der schaffenden Natur.

Ein Dichterwerk, an welchem von der Kunst nichts sichtbar ist, als was das Genie von ihr entlehnt hat, um sich zu läutern, zu erheben, zu erweitern, wird unter sonst gleichen Umständen einen bedeutenderen Werth haben, als das Erzeugniss eines rohen, unentwickelten Genies. Die entschiedenen Erfolge der Kunst sind aber so selten; die verunglückten Versuche derselben so häufig, und es erregt eine so traurige Empfindung, wenn man einen so grossen Aufwand menschlicher Fähigkeiten in leeren Bestrebungen verschwenden

sieht, dass man an den kunstlosen Schönheiten eines Werks, an einer Kunst, die keine Ansprüche macht, schon darum Gefallen finden muss, weil man daraus klar erkennt, dass das Genie ihr vorangeht, und ihrer in seinem Schaffen auch wohl entbehren kann. Je mehr Hervorbringungen es gibt, in denen die Natur, die Wahrheit und die Schönheit durch Künstelei und mühselige Behandlung unterdrückt sind, um so mehr müssen solche entzücken, in denen eine jugendlich kühne Einbildungskraft sich in voller Freiheit äussert, aus reiner Freude am Ergiessen. Aus demselben Grunde würde man einen höheren Genuss empfinden, wenn man etwa aus einer Halle, wo die Prachtliebe der Eitelkeit und der Langenweile ein Fest bereitet hätte, mit einemmale auf den Schauplatz unschuldiger Vergnügungen und der lebendigen Spiele der Kindheit versetzt würde.

Diese Bemerkungen, die ich hier leider nicht so ausführlich, wie ich wünschte, entwickeln kann, finden ihre unmittelbare Anwendung auf die Volkspoesie, auf die Poesie der Natur, im Gegensatze mit der Poesie der Kunst, insofern erstere wirklich der Ausdruck des Wahren, des Tüchtigen und tief Empfundenen ist. Sie sind vielleicht vorzugsweise anwendbar auf die Nationalgesänge der

Griechen, welche vor allen Uebrigen mit der Wahrheit und dem Interesse des Stoffs die Popularität der Form verbinden.

Dasjenige, wodurch sich diese Gesänge, welches auch ihr Gegenstand und die Art des Vortrags sey, im Allgemeinen auszeichnen, ist die fast durchgängige Kürze derselben, eine Kürze, welche dem Geschmacke jedes andern Volks nicht zusagen dürfte. Es sind keine von jenen vollendeten Werken, in denen der Dichter sich bestrebt hat, Alles zu sagen, Alles darzustellen, und der fremden Einbildungskraft nichts mehr übrig zu lassen. Es sind nur Skizzen, aber solche, worin jeder Zug Charakter und Leben äussert, wo das Colorit jenen eigenthümlichen Reiz localer Färbung zeigt, welcher den Einfluss eines bevorrechteten Himmels, eines unvergleichbaren Klima's verräth. Mag der Inhalt eines solchen Lieds eine Begebenheit, ein Gedanke, ein phantastischer Einfall seyn, immer ist er mit der grössten Einfachheit ausgeführt, und fast immer gehoben durch die Originalität der Darstellung.

In einigen Fällen stellt der Dichter seinen Gegenstand unmittelbar vor die Augen, in andern lässt er ihm eine lyrische Einleitung, eine Art

von Prolog in zwei bis höchstens vier Versen vorangehen, wodurch er die Einbildungskraft der Zuhörer auf die Eindrücke vorzubereiten sucht, unter welchen er dichtet und die er hervorzubringen trachtet. Diese Prologe sind in der griechischen Volkspoesie fast beständig stehende Formeln, welche nach der Verschiedenheit der Arten des Lieds verschieden sind, bei Liedern derselben Art aber auf jedes ohne Unterschied passen. Die Lieder, welche das unglückselige Loos der Klephten beklagen, jene, in denen ihre Siege gefeiert werden, oder in denen irgend ein tragischer Gegenstand besungen wird, alle haben ihre eigenthümliche Einleitungsverse. Es würde überflüssig seyn, dergleichen als Beispiele hier anzuführen, da ich sie in den Einleitungen zu den einzelnen Stücken zu bezeichnen bemüht gewesen bin. Uebrigens sind diese Prologe keineswegs nur Gemeinsprüche, die man etwa im voraus zu beliebigem Gebrauch verfertigt hätte; im Gegentheil werden sie häufig für einzelne Lieder eigens gedichtet, und theilen alsdann mit letztern den Grad der ihnen beiwohnenden Originalität.

Da ich einmal auf die Gemeinplätze in den griechischen Liedern gekommen bin, so setze ich noch Folgendes hinzu. Eine der Eigenthümlich-

keiten der für das Volk bestimmten, und von Männern dieses Volks ausgehenden Poesie ist die, dass die auffallendsten und die originellsten Züge, diejenigen, welche den meisten, und wegen ihrer Neuheit den tiefsten Eindruck gemacht haben, leicht zu poetischen Allgemeinheiten werden, die sich dann jeder spätere aneignet, um sie nach Willkühr überall, wo es nur irgend angeht, anzubringen, so dass man sie nach einer gewissen Zeit in einer Menge von Werken antrifft, für welche sie eigens erfunden zu seyn scheinen, ohne dass man sagen kann, für welches sie eigentlich erfunden sind. Auf solche Weise gehen sie von Alter zu Alter fort, fast ohne selbst alt zu werden, und geniessen einer Art von Unsterblichkeit in Dichtungen, welche bestimmt sind, bald in Vergessenheit zu gerathen. Es gibt in den griechischen Volksgesängen eine grosse Anzahl solcher stehenden Figuren oder Gemeinplätze der Poesie; einige von erzählender, andere von beschreibender Art, welche sich jedoch alle durch Richtigkeit, Bestimmtheit, oder durch Kraft des Ausdrucks auszeichnen. Was man dabei aber nicht übersehen darf, ist, dass die meisten offenbar weit älter sind, als die Lieder, denen sie vorgesetzt sind. Ich habe mehrere dergleichen in neugriechischen Volksbüchern angetroffen, die um Jahrhunderte

älter sind, als die Lieder der vorliegenden Sammlung. Wahrscheinlich würde man deren auch in noch älteren Werken finden, und so kann man wohl annehmen, dass sie in der neugriechischen Poesie ein Zeichen der Popularität und zugleich des Alters sind.

Nach den gewöhnlichen Ansichten von Volkspoesie im Allgemeinen dürfte man vielleicht erwarten, dass in der griechischen, wie in jener der übrigen Völker, die grösste Einfachheit des Gedankens mit der grössten Einfachheit des Ausdrucks verbunden vorkommen werde. Es bedarf hierüber einer Verständigung. Die Wahrheit ist, dass mehrere der griechischen Lieder, und zwar mehrere der schönsten, zuweilen in dem Hauptgedanken, zuweilen in den Nebenbegriffen, zuweilen auch in dem Ausdruck etwas Unerwartetes zeigen, das man, und wohl zuweilen mit Recht, von vorn herein für Künstelei, für Uebertreibung, oder doch für eine Sucht nach Seltsamkeit halten möchte. Sieht man aber genauer zu, so überzeugt man sich bald, dass das scheinbar Gesuchte oder Uebertriebene gemeinlich nur der Ausdruck eines lebhaften, freien und unverfälschten Strebens ist, einen ganz einfachen Gedanken, oder eine tief gefühlte Empfindung darzustellen, dass dieser vorherr-

schende Schmuck der Sprache oder des Gedankens, weit entfernt, Ziererei und Anmaassung von Seiten des Dichters zu verrathen, vielmehr ein Zug der griechischen Volkseigenthümlichkeit ist, und den Gang der Einbildungskraft der griechischen Nation bezeichnet.

Ich habe anderwärts die Quellen des Wunderbaren angegeben, welche die Volkspoesie der Griechen in den antiken und modernen abergläubischen Gebräuchen gefunden hat. Das Wunderbare der Erfindung oder des Gebräuchlichen kommt dabei gar nicht in Betracht. Letzteres dient dazu, unbelebten Gegenständen, Bergen, Thieren, vorzüglich den Vögeln, eine Sprache zu leihen; aber diese Erfindung beschränkt sich auf die äusseren Formen der poetischen Erzeugnisse, und hat auf die Grundlage der Begriffe und der Dinge gar keinen Einfluss.

Ein anderer Zug, durch welchen die Volks-Phantasie der Griechen in ihren Liedern sich verräth, ist ein gewisses Bestreben, gemeine Gegenstände zu adeln. So liebt man z. B., das Eisen, die Erze, und Stoffe von geringem Werth in Silber, Gold, Diamanten und Perlen zu verwandeln. Alle Klephten strahlen von Gold; alle Pferde haben

silberne Hufe, und ihre Zäume sind mit Perlen besetzt; und man findet solche kindische Phantasieen selbst in historisch - poetischen Stücken, die wahre Begebenheiten zum Gegenstande haben. Solche Züge des Wunderbaren gehören offenbar zu den Allgemeinheiten, zu den poetischen Gemeinplätzen, von denen eben die Rede war; sie gehören einer älteren Zeit an, und haben sich durch Ueberlieferung erhalten.

Dieser Anstrich des Wunderbaren, diese Kühnheit des Ausdrucks und der Einbildungskraft, wodurch von Zeit zu Zeit der europäische Geschmack sich überrascht sieht, jenes Uebertriebene des Tons, Ueberwallende der Empfindung und des Ausdrucks, welche fast allen Volksgesängen des modernen Griechenlands mehr oder weniger eigen sind, geben ihnen einen gewissen Zug orientalischer Poesie, wodurch sie sich scharf von Allem unterscheiden, was wir von dem Volksgesang der älteren Griechen wissen, oder uns vorstellen können; in welchem Letzteren wahrscheinlich alles ruhig und besonnen, zart und gehalten war, wie in ihrer klassischen Poesie. Diese Verschiedenheit des Geschmacks und der Einbildungskraft in der Poesie der heutigen Griechen und ihrer Vorfahren liess sich vielleicht wohl erklären; es steht in-

dessen fest, dass sie vorhanden war, und es genügt, darauf aufmerksam gemacht zu haben.

Die Sprache dieser Gesänge ist im Allgemeinen einfach, kräftig und eigentlich, das heisst, fast ohne Bilder, ohne Versetzungen und in kurzen Perioden von beinahe gleichem Umfang. Selten geht der Sinn eines Verses in den andern über; jeder Vers macht in der Regel für sich ein besonderes Bild, einen besondern Sinn aus, so dass, wenn diese Gesänge vor einer zahlreichen, durch den Zufall versammelten Menge abgesungen oder vorgetragen werden, die Zuhörer ohne Mühe jeden Vers verstehen können. Was den Styl dieser Lieder vor der gemeinen Prosa und dem gewöhnlichen Sprachgebrauch der Unterhaltung (neben dem Sylbenmaasse, und einer im Ganzen etwas gehobenen Haltung) auszeichnet, sind die ziemlich häufigen Wiederholungen, deren Wirkung verschieden ist. Bald ist ihr Zweck eine Art von Gleichgewicht, eine Art eines symmetrischen Verhältnisses zwischen den zwei Hälften eines Verses, oder den zwei Versen eines Distichons zu erhalten; bald dienen sie, das Bild oder den Gedanken, dem sie angehören, durch einen lebendigern Nachdruck hervorzuheben.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen, welche sich auf alle mir bekannt gewordene neugriechische Volksgesänge anwenden lassen, bleibt mir nichts mehr zu thun übrig, als die charakteristischen Merkmale kürzlich anzugeben, welche diese Lieder von einander sondern, und ihre Eintheilung in verschiedene Klassen begründen.

Ich habe zu dem, was ich oben von den meisten der zu den Familiengesängen gehörigen Lieder gesagt habe, nichts mehr hinzuzusetzen. Sie sind für die Sittengeschichte sehr wichtig, von Seiten der Poesie aber, die am wenigsten interessanten, mit Ausnahme der Myriologieen, auf welche ich zurückzukommen versprochen habe, und die es auch verdienen.

Was, abgesehen von dem Inhalte, worüber genug geredet worden, eine Myriologie von den übrigen Volksgesängen wesentlich unterscheidet, ist der Umstand, dass sie nie im Voraus und absichtlich, sondern erst in dem Augenblick des Singens aus dem Stegreif gedichtet wird, und immer nur auf das Individuum Bezug hat, an welches sie gerichtet ist. Sie ist im eigentlichen Sinne des Worts ein vom Schmerz im Moment eingegebenes Leichengedicht.

Diese Dichtungen aus dem Stegreif sind allzeit in Versen, und zwar in dem Sylbenmaasse der gewöhnlichen Lieder. Man singt sie stets nach derselben Weise, die zwar nach den Ortschaften verschieden seyn kann, an demselben Orte aber für diese Dichtart unveränderlich beibehalten wird. Die Melodie ist, wie ihr Gegenstand, Trauer erregend, und langsam genug, um der Einbildungskraft die Ausdrücke der Gedanken vorzuführen, nach denen sie auf gutes Glück, und ungewiss, ob sie sie finden wird, umherschweift. Die Melodie der Klagegesänge endet mit schneidenden Tönen, während jene der übrigen Gesangsweisen mit ruhigen Accorden schliessen. In Hinsicht auf die Länge der Myriologieen ist nichts festgesetzt, noch vorgeschrieben: hier und da gibt es einige von bedeutender Ausdehnung, doch sind die meisten nicht länger, als jedes andere Volkslied, und daher in der Regel sehr kurz.

Es bedarf unstreitig einer grossen Anstrengung und einer wahrhaft wunderbaren innern Metamorphose, wenn furchtsame, unwissende und ungebildete Frauen sich mit günstigem Erfolg demjenigen unterziehen sollen, was die Sitte des heutigen Griechenlands ihnen bei Begehung der Leichenfeste auferlegt; gewiss eine sehr schwierige Aufgabe

für sie. Sie sollen in einem gegebenen Augenblicke, in einem Moment, wo der Schmerz alle ihre gewöhnlichen Fähigkeiten unterdrückt hat, mit einemmale eine Kraft in sich finden, deren sie sich bis dahin nicht bewusst waren, die Kraft, jenen Schmerz zu beherrschen, zu regiren, so zwar, dass sie dahin gelangen, ihn in verabredeten dichterischen und musikalischen Formen äusserlich darzustellen, und alles dieses in Gegenwart einer mehr oder weniger zahlreichen Umgebung von Freunden und Verwandten, die ihnen zuhören, und von ihnen gerührt zu werden verlangen. Auch ist es nicht selten, dass solche Frauen, erschöpft von der Anstrengung, sich auf die Höhe ihrer Aufgabe heraufzustimmen, ohne Bewusstseyn hingesunken sind.

Es bedarf übrigens wohl kaum der Erinnerung, dass, wenn die griechischen Frauen im Allgemeinen die Gabe haben, eine Myriologie aus dem Stegreif zu dichten, diese Gabe nicht bei allen gleich seyn werde. Es gibt deren, welchen sie im ausgezeichnetsten Grade beiwohnt, und deren Vorrang in dieser Hinsicht von ihren Freundinnen durch freiwillige Huldigung anerkannt wird. Diese werden dann auch vorzugsweise zu den Leichenfesten gebeten und ersucht, dem Abgeschiedenen

das letzte Lebewohl in einer rührenden Myriologie zuzurufen. Eine Frau, welche als tüchtige Myriologieendichterin bekannt ist, wird in ihrer Gemeinde eben so ausgezeichnet, wie es in Italien mit den berühmten Improvisatori der Fall ist

Es mag nicht ohne die Absicht, sich ein solches Talent zu eigen zu machen, vielleicht aber auch ein natürliches Bedürfniss der Rührung und lebhafter Empfindungen seyn, dass in einigen Gegenden Griechenlands die Bäuerinnen mitten in ihren ländlichen Arbeiten, und in freier Luft sich mit der Dichtung von Myriologieen, ohne bestimmten Gegenstand, und ohne dass ein äusserer Anlass verhanden ist, abgeben. Wenn auch hin und wieder ein wirklicher Todesfall den Stoff einer solchen Myriologie hergibt, so hat er doch auf die Dichterin keine nähere Beziehung: es ist etwa der Tod eines Nachbars, eines Fremden; meistens aber üben sie sich an erdichteten oder gar phantastischen Fällen, wie z. B. am Welken einer Blume, am Tode eines Vogels, eines Lamms, oder irgend eines anderen Thieres.

Aus dem, was ich hier und früher von den Myriologieen gesagt habe, wird man leicht abnehmen, dass sie bei weitem den reichsten Theil der

Volkslieder im heutigen Griechenland bilden, dass es aber eben dieser ihrer Natur gemäss schwer fällt, Proben davon mitzutheilen. Eine für den gegebenen Fall im Momente gesungene Myriologie entströmt dem Gemüthe, ohne sich im Gedächtniss zu verweilen: die Sängerin befindet sich in einem gewaltsamen, ihr nicht gewöhnlichen Zustande; sie handelt und spricht, ohne sich dabei beobachten zu können, und gerade durch diese Unfähigkeit zur Selbstbeschauung gelingt es ihr, die Aufgabe, die ihr geworden, befriedigend zu lösen. Ist sie zu Ende, so bleibt ihr nichts übrig, als das Bewusstseyn der vorübergegangenen Erhebung, der augenblicklichen Begeisterung, mit der sie gesungen hat. Was sie gesungen, ist ihr fremd geworden; sie hat es gänzlich vergessen.

Die Zuhörer, besonders die männlichen, welche nie Myriologieen zu dichten haben, obgleich sie deren häufig hören, sind eben deshalb weder besonders neugierig, noch aufmerksam auf dieselben; hier und da erinnern sie sich wohl einzelner Stellen, die sie besonders lebhaft angesprochen haben: das ist aber auch alles, und man kann mit Recht behaupten, dass in der Regel jede Myriologie, sobald sie gesungen, auch schon vergessen ist.

Nach der kleinen Anzahl von Bruchstücken derselben, die mir zu Gesicht gekommen sind, zu urtheilen, scheint es mir, dass sie sich durch eine sehr wilde Begeisterung, gleichsam durch den Wahnsinn des Schmerzes auszeichnen. Man darf nicht zweifeln, dass diese Gattung, wie die übrigen, und wahrscheinlich mehr noch wie alle übrigen, von einer Menge von Gemeinplätzen und hergebrachten Phrasen wimmeln werde; aber es gibt gewiss auch einzelne Myriologieen, in denen eine mächtige Begeisterung die verborgensten Empfindungen aus der Tiefe des Gemüths hervorruft, und worin der Schmerz in der eigenthümlichsten und rührendsten Individualität sich auszusprechen verstand.

Es gibt wohl keinen Griechen aus dem Innern des Festlandes, der sich nicht, wenn auch nicht auf ganze Myriologieen, doch auf einzelne Stellen derselben besinnen, und soviel davon hersagen könnte, als nöthig ist, um die Wahrheit der aufgestellten Ansicht darzuthun, und letztere zu erläutern; und ich erlaube mir, zu gleichem Zwecke einige Stellen anzuführen, welche zwar nicht die ursprünglichen Worte der Myriologie, aber doch den Sinn derselben wiedergeben, so wie er mir von einem Griechen, der das Klagelied selbst anhörte, mitgetheilt worden ist.

Eine fünf und zwanzig jährige Frau aus Metsowon am Pindus, hatte ihren Mann verloren, der ihr zwei unschuldige Kinder hinterliess. Sie war eine arme Bäuerin von dem einfachsten Charakter, die sich niemals durch besondere Geisteskraft bemerklich gemacht hatte. Ihre beiden Kinder an der Hand, trat sie vor die Leiche ihres Mannes, und begann ihre Myriologie mit der Erzählung eines Traums, welchen sie wenige Tage vorher gehabt hatte, und den sie ihrem Manne hersagte:

»Ich sah,« erzählte sie ihm, »einen jungen »Mann von hohem Wuchse an der Thüre unseres »Hauses stehen; er hatte weisse, ausgebreitete Flü»gel an der Schulter, und sein Aussehen hatte etwas »Drohendes. Er stand auf der Schwelle unserer »Thüre, und trug ein Schwerdt in seiner Hand. »Frau, fragte er mich, ist dein Gatte zu Haus? »Ja, antwortete ich ihm, er ist zu Hause, er »kämmt unseres kleinen Nikolos Haare, und lieb»kost ihn, dass er nicht weine. Tritt aber nicht »hinein, furchtbarer Jüngling. Du würdest unser »Kind erschrecken. Der Jüngling aber mit den »weissen Flügeln bestand auf dem Eintritt. Ich »versuchte es, ihn hinauszuwerfen, allein ich war »zu schwach. Er sprang in die Wohnung: er warf

»sich auf dich, mein Geliebter, und traf dich mit »dem Schwerdte: er traf dich, o Aermster, und »ach! auch unsern Sohn, unsern kleinen Nikolos, »wollte er tödten!«

Nach dieser Einleitung, deren Ton und Worte Schauder durch die Versammlung verbreiteten, so, dass die Einen nach der Thüre hinstarrten, um zu sehen, ob der Jüngling mit den weissen Flügeln noch gegenwärtig sey, die Andern nach dem an die Kniee der Mutter sich schmiegenden Kinde blickten, warf diese sich heftig schluchzend über die Leiche des Mannes. Man hatte Mühe, sie davon abzubringen, und kaum war sie aufgerichtet: als sie, von neuem Schmerzgefühl begeistert, das Gespräch mit dem abgeschiedenen Gatten von neuem anknüpfte. Sie befragte ihn, wie sie nunmehr ihre Kinder ernähren, wie sie sich selbst erhalten könne; sie erinnerte ihn an die glücklichen Tage der Vermählung, wie sehr sie ihn geliebt, mit welcher Zärtlichkeit sie ihre Kinder erzogen habe, und so fuhr sie fort, bis sie, von Schmerz erschöpft, ohnmächtig und bleich hinsank, nicht ungleich demjenigen, an den sie diese jammervollen Worte gerichtet hatte.

Doch genug von den Myriologieen!

Was nun die Gesänge einer anderen Gattung, von welchen ich nunmehr zu reden habe, betrifft, so scheint es mir dienlich, und dem Gegenstand vorzüglich angemessen, diese nach Verhältniss der Oertlichkeiten, wozu sie gewiss oder auch nur wahrscheinlich gehören, und mit Hintansetzung jedes andern Unterschieds, in zwei grosse Klassen zu theilen.

Zu der ersten Klasse rechne ich alle in den Gebirgen von Bergbewohnern oder für dieselben gedichteten Lieder; zu der zweiten aber diejenigen, welche von den Inseln oder den Seeküsten herrühren. Unter den erstern haben die klephtischen, unter den andern jene Lieder den meisten Reiz, welche erdichtete Begebenheiten besingen, und ohne allen Zweifel die schönsten von Allen sind.

Ich halte es für unnöthig, zu beweisen, dass die Lebensart und die Abentheuer solcher Männer, wie ich oben die Klephten beschrieben habe, schon an und für sich poetisch und recht eigentlich ein Gegenstand der Dichtung seyn müssen. Die Theilnahme, welche sich von Natur an die Gefahren oder an die glücklichen Ereignisse unserer Mitmenschen knüpft, ist auch keineswegs ein blosses Werk der Phantasie, sondern eines der

ernsthaftesten historischen Interessen. Eine vollständige Sammlung klephtischer Gesänge, von dem Zeitpunct an, wo der Name Klephte anfing, als Bezeichnung der Minderzahl der Griechen zu dienen, die zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit bewaffnet in den Gebirgen lagerten, würde von der grössten Wichtigkeit seyn. Sie würde die ächte Geschichte Griechenlands seit der Eroberung enthalten; der wahre Charakter, so wie der langsam fortschreitende, lange dauernde Gang dieser Eroberung, auf welchem die Treulosigkeit genöthigt war, das unvollständige Werk der Gewalt zu ergänzen, würde sich darin getreu darstellen, und man würde klar erkennen, *dass es in den Gebirgen zu allen Zeiten ein Griechenland auf der Flucht gab, nicht unwürdig des alten Griechenlands.* Eine solche Geschichte würde eine Sammlung von Heldenthaten darstellen, von denen die Thaten der Helden der Iliade so an Glanz, wie an Wahrheit übertroffen werden würden; sie würde die wahrhafte Iliade des neueren Griechenlands seyn, und auch in poetischer Hinsicht jener an Werth wenig nachstehen.

Weit entfernt, eine solche Sammlung anbieten zu können, lassen die hier mitgetheilten klephtischen Lieder den Mangel einer solchen schmerz-

lich vermissen; so klein indessen auch die Zahl derselben ist, und so wenig Zusammenhang sie unter einander zeigen, so sind sie doch selbst in historischer Hinsicht von grossem Interesse, und geben durch ihre Zusammenstellung ein allgemeines und ziemlich vollständiges, treues Bild von der Lebensweise, den Sitten und dem Charakter der Klephten.

Unter den klephtischen Gesängen ist ein Theil, und zwar der bei weitem zahlreichere, erzählender Art, und besingt die Kriegsthaten und andere Abentheuer der Klephten. Welcher Art aber auch ihr Inhalt seyn mag, immer wird das besungene Ereigniss für sich behandelt, und von dem, was ihm voranging oder folgte, gänzlich getrennt. Jeder der Erinnerung werth geachtete Zug hat seinen eigenen Gesang, und ich kenne kein einziges Lied, worin der Dichter versucht hätte, mehrere mit einander verbundene Handlungen um einen Mittelpunct zu ordnen. Diese Thaten und einzeln gehaltenen Züge werden jedoch von den klephtischen Rhapsoden nicht der Länge und Breite nach abgesungen, sondern es werden nur die hervorragendsten und malerischsten Umstände ausgehoben, und die Erzählung ist überhaupt weniger klar, als lebendig und voll Kraft.

Verschiedene klephtische Gesänge sind durchaus lyrisch, und schildern die heroischen Gesinnungen einzelner Klephten in den entscheidenden Momenten ihres Kampfs gegen die türkische Oberherschaft.

Einige dieser Lieder, und es sind vielleicht die schönsten von allen, könnte man zu der Gattung der Myriologieen zählen. Sie enthalten die Beschreibung des Todes, oder den Grabgesang irgend eines gefeierten Häuptlings. Hierhin gehören in der vorliegenden Sammlung zwei Stücke, nämlich *das Grab des Klephten*, und *der Berg Olympos*; und ein drittes, welches nach einigen Abschriften auf den Tod des Anführers *Barsanis* gedichtet seyn soll: andere Abschriften schweigen von dem Namen des Besungenen.

Die Volksmuse der griechischen Gebirgsländer beschränkt sich indessen nicht auf die Besingung der Klephten; mehrere andere sehr originelle und ausgezeichnete Stücke dieser Sammlung gehören ebenfalls zu den dichterischen Erzeugnissen der Rhapsoden des Gebirgs. Ich erinnere nur an zwei der merkwürdigsten, nämlich: *die Weigerung Charons* und: *Charon und der Kuhhirt.*

Alle diese Lieder der Bergbewohner zeichnen sich durch ein eignes Feuer des Tons aus; es liegt in denselben eine gewisse milde Kühnheit der Erfindung, der Komposition und der Gedanken, die durch die Einfalt und die kunstlose Form des Ausdrucks besser gehoben wird, als es durch eine mehr emphatische oder geschmücktere Sprache geschehen würde. Es zeigt sich zwischen dem Geist der Klephten und dem ihrer Sänger eine gewisse Uebereinstimmung, woraus man schliessen möchte, dass letztere wie die ersteren gefochten, und diese wie jene gedichtet haben würden, und man würde in Verlegenheit seyn, wenn man entscheiden wollte, ob in den Versen der Rhapsoden, oder in dem Leben ihrer Helden mehr griechische Begeisterung, mehr Türkenhass, mehr Liebe zur Unabhängigkeit enthalten sey.

Man fühlt in allen diesen Dichtungen den Einfluss der Orte, denen sie ihr Entstehen verdanken, man merkt ihnen die Luft der Gebirge an, aber der Gebirge Griechenlands, wo es keinen ewigen Schnee gibt, wo die Gipfel kaum die Höhe überragen, bei welcher die Erde noch die milde Sonnenwärme empfindet, und noch Gras und Blumen trägt.

Unter den Liedern, welche von den Inseln, oder der Seeküste, d. h. aus denjenigen Gegenden herrühren, wo die Formen des Lebens verfeinerter, und die Sitten milder erscheinen, gibt es auch einige von der erzählenden Art, und zwar unter andern drei bis vier, welche wegen des leichten, ungekünstelten Gangs der Erzählung, und wegen der glücklichen Anordnung der Theile zum Ganzen, zu den besten dieser Sammlung gehören. Diese Ausnahme abgerechnet, ist in den übrigen romantischen Dichtungen keine grössere Entfaltung, keine grössere Künstlichkeit, noch eine grössere Ruhe des Vortrags zu finden, als in den klephtischen. Ueberhaupt unterscheiden sich die Gesänge der Insulaner von jenen der Bergbewohner mehr durch den Gegenstand, den Ton und die Gefühlsweise, als durch irgend andere wesentliche Züge. Wie diese der kühne, kecke und wilde Ausdruck der Heldenkraft sind, die unter dem Gewande des Aufruhrs und der Räuberei genöthigt ist, gegen die arglistigste und grausamste aller Tyranneien zu kämpfen, so drücken jene auf zarte und milde, auf tiefe und leidenschaftliche Weise die innigsten und stärksten Naturgefühle, die Anhänglichkeit an den väterlichen Boden, die Liebe zu den Verwandten aus. Es sind die Klagen unglücklicher Griechen, die, vom Missge-

schick und der Nothwendigkeit aus dem Schoosse ihrer Familien vertrieben, im fremden Lande sich nach der Heimath sehnen; es sind die Jammertöne der Mütter, welche die Trennung von ihren Söhnen, der Söhne, welche die entrissene Mutter beklagen. Auch in denjenigen Insel-Gesängen, welche nur von erdichteten Begebenheiten handeln, sind es immer die Gefühle des häuslichen Lebens, die den Hauptinhalt oder die rührendsten Beziehungen darbieten, und man sieht, dass da, wo diese Lieder durch Tiefe, Originalität und zuweilen auch durch Fremdartigkeit sich auszeichnen, ein mehr oder minder glückliches Bestreben zum Grunde liegt, die Stärke und Innigkeit jener verwandschaftlichen Gefühle darzustellen.

Diese charakteristische Verschiedenheit des Ton's und der Gefühlsweise in den Liedern aus den Inseln, und denen aus den Gebirgsländern ist so vorragend, dass sie sogar in solchen Stücken sich äussert, in denen die Natur des Gegenstands dem Einflusse der Oertlichkeit und des Klima das Gegengewicht hätte halten sollen. Man hat z. B. drei bis vier klephtische Lieder, die allem Anschein nach in flachen Gegenden und in der Nähe des Meers gedichtet worden sind. Sie führen die Aufschrift: *Andrikos*, *Kaliakudas* und *Skyllodimos*.

Diese Lieder unterscheiden sich auf den ersten Blick von den übrigen klephtischen Gesängen durch den zärtlichen Ton und den sentimentalen Gang der Dichtung. Der heroische Theil des Inhalts ist darin nur im Vorübergehen berührt, und gleichsam in den Schatten gestellt: dagegen werden die zarten Besorgnisse der Mütter, der Gattinnen, um die Helden vorzugsweise behandelt; wenigstens scheint die Phantasie der Dichter hauptsächlich von diesem Gefühle ergriffen.

Zum Schlusse noch ein Paar Worte über das Ganze des griechischen Volksgesangs. Von welcher Gattung von Liedern man immer reden mag, so ist gewiss, dass die ältesten in der Regel die schönsten, originellsten und gewichtigsten sind. Wie soll man sich dieses erklären? Ich gestehe es: ich vermag es nicht. Vielleicht ist aber auch die Behauptung unrichtig, vielleicht ist sie nur Folge der geringen Anzahl von Liedern, welche diese Sammlung enthält, und würde zurückgenommen werden müssen, wenn eine grössere Menge von Liedern aller Gattungen verglichen werden könnte.

Wenn ich meinem ersten Plane getreu geblieben wäre, so müsste ich nunmehr eine Verglei-

chung der neugriechischen Volkslieder mit jenen anderer europäischer Nationen, und vorzüglich mit den spanischen Romanzen, mit den schottischen Balladen, und den alten Nationalliedern der Dänen anstellen. Diese Aufgabe würde nicht ohne Interesse seyn; ich habe aber schon längst die Gränzen überschritten, welche ich diesem Aufsatze gesteckt hatte, und es ist Zeit, eine Abhandlung zu schliessen, welche ich gegen meinen Willen unvollständig mittheilen muss. Ich habe nur noch einige Worte an die Griechen selbst richten wollen.

Wenn sie ihre Unabhängigkeit erlangen, wenn die Zeit erscheint, da sie in Freuden die seltenen Gaben ausbilden können, welche die Natur ihnen verliehen hat, so berechtigt Alles zu der Hoffnung, dass sie binnen Kurzem die übrigen Völker Europa's an Bildung erreichen, vielleicht übertreffen werden. Dann werden die Wissenschaften bei ihnen wieder aufblühen; die Philosophie wird neue Schulen eröffnen, und neue Meisterstücke werden unter den Händen der Kunst erstehen. Sie werden alsdann auch grosse Dichtungen besitzen, worin die Kunst alles geleistet haben wird, was sie zu leisten fähig ist. Möchten aber so schöne Hoffnungen ihnen keine Ab-

neigung gegen eine leichte und bescheidene Aufgabe einflössen; möchten sie sich beeilen, bald Alles zu sammeln, was vom Volksgesange noch nicht verloren ist. Europa wird es dankbar anerkennen, was sie zur Erhaltung der Volkslieder gethan haben, und sie selbst werden eines Tags sich glücklich schätzen, die Erzeugnisse einer gelehrten und ausgebildeten Poesie mit diesen einfachen Denkmälern des Geistes, der Geschichte und der Sitten ihrer Väter vergleichen zu können.

Gedruckt bei C. F. Thormann in Bonn.